

## 11 Anders leben. Kontexte für die Selbstkonstruktion als Akteurin eines Wandels sozialer Verhältnisse

also so auf allen möglichen Ebenen - und eben  
auch auf dieser Politebene und dann diese  
Kinderladenebene – und dann natürlich tierisch viel  
gelesen über Erziehung und freie Erziehung / I: mh  
/ und dieses und jenes also jedenfalls haben wir  
alles ganz anders gemacht als unsere Eltern  
*Marlies Arndt (25,34-38)*

und ich fand mich auch so anders als alle andern  
ich hatte meine rot gefärbten Haare die hatt ich eh  
immer seit ich ehm sechzehn bin oder so und ich  
war schon einfach ökig zu der Zeit  
*Thea Cadenberg (10,37-39)*

Neben den Konstruktionskontexten, in denen sich über Generationen hinweg Wandlungstendenzen zeigen, die oft nur im Vergleich sichtbar werden, gibt es Kontexte, in denen sich Erzählerinnen ganz explizit als Akteurinnen von Veränderung konstruieren. Etwas ‚anders zu machen‘ oder ‚anders zu sein‘ ist ein wichtiges Motiv, um eine Lebensgeschichte zu einer ganz individuellen Geschichte zu machen. In der Abgrenzung vom Gegebenen wird die Eigensinnigkeit biographischer Konstruktionen sozusagen explizit vorgeführt.

Konstruktionskontexte, in denen es darum geht, ‚anders zu leben‘, lassen sich in einer für das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie wichtigen Hinsicht voneinander unterscheiden: Die eigene Akteurinnenschaft

wird von den Erzählerinnen in sehr unterschiedlichem Maße als politische Akteurinnenschaft dargestellt. Zum einen wird das Gegebene, demgegenüber in Abgrenzung ein ‚Anders-Leben‘ konstruiert wird, mehr oder weniger als Ausdruck einer übergreifenden gesellschaftlichen Struktur gedeutet. Zum anderen zielt das eigene Bedürfnis, etwas zu verändern, abgesehen vom individuellen Interesse in unterschiedlichem Ausmaß auch auf die Veränderung dieser sozialen Verhältnisse.

Die Aufmerksamkeit richtet sich im Folgenden zunächst auf Biographien, in denen sich die Erzählerinnen als explizit „politisiert“ (Thea Cadenberg, 16,16) darstellen, oder anders gesagt, in denen sie sich als explizit politische Subjekte konstruieren. Dezidiertes politisches Engagement und entsprechende Handlungsfelder – von denen gleich noch detaillierter die Rede sein wird – sind hier zentrale Kontexte der biographischen Konstruktion.

Daneben werden aber auch in Biographien, in denen Politik keine zentrale Rolle spielt, Kontexte fokussiert, in denen sich die Erzählerinnen als Trägerinnen eines Wandels konstruieren, dem über den individuell-biographischen Horizont hinaus Bedeutung verliehen wird. Dies entspricht dem Anspruch, den Blick nicht nur auf Protagonistinnen der Frauenbewegung zu richten, sondern auch eine Sensibilität dafür zu entwickeln, wie sich Wandlungsprozesse im Leben von Frauen darstellen, die zwar von Ideen der Frauenbewegung inspiriert sein mögen, aber ohne eine direkte Bezugnahme auf oder einen unmittelbaren Kontakt zur Bewegung zustande kommen konnten.

### **11.1 Politik als Kontext: Die „politisierten“ Biographien von Marlies Arndt und Thea Cadenberg**

Die Forderung nach einer angemessenen Repräsentanz von Frauen in der Politik ist eine der „Traditionslinien“ (Gerhard 1995: 247), die die Neue Frauenbewegung mit ihrer Vorläuferin verbindet. Wo es in der ersten Frauenbewegung um das Erstreiten des Wahlrechts für Frauen ging, geht es heute um den Anteil und Einfluss von Frauen in Parlamenten, Kabinetten und Parteien. Nach wie vor erweist sich, trotz großer Veränderungen, die Unterrepräsentanz von Frauen an den Schalthebeln der Macht als schwer zu überwinden.

In der herkömmlichen Forschung zu politischer Partizipation findet dies, wie Brigitte Geißel (1999) betont, über die bloße Feststellung hinaus kaum Resonanz; statt einer „systematische[n] Analyse des Geschlechts als gesellschaftliches Organisations- und Strukturierungsprinzip“ würden Spekulationen „über ‚Rollenerwartungen‘, ‚partizipationshemmende Sozialisation von Mädchen‘, ‚Doppelbelastung‘ und ‚Verpflichtungen innerhalb

der Familie““ die Diskussion bestimmen (ebd.: 22f). Entsprechenden, die komplexen Zusammenhänge vereinfachenden Defizithypothesen begegneten feministische Forscherinnen u.a. mit dem Verweis auf Ausschlussmechanismen in den Institutionen der parlamentarischen Demokratie und auf eine eng mit stereotypen Männlichkeitskonstruktionen verbundene politische Kultur (z.B. Kulke 1996; Schöler-Macher 1994).<sup>1</sup>

Gegenüber der Fokussierung von Institutionen der parlamentarischen Demokratie bei der Frage nach Ausmaß und Chancen der Partizipation von Frauen wurde jedoch von feministischer Seite auch eine Erweiterung der Perspektive eingefordert, die politisches Engagement von Frauen außerhalb der herkömmlichen institutionalisierten Bereiche überhaupt erst sichtbar macht. In der feministischen Theorieentwicklung war es ebenso wie in der politischen Praxis der Frauenbewegung zentral, das Verständnis von Politik über das der institutionalisierten, als androzentrisch analysierten Formen hinaus zu erweitern:

„Feministische politische Theorie und Praxis – national wie international – grenzen sich vom klassischen, ‚herrschenden‘ Politikbegriff in mehrfacher Weise eindeutig und selbstbewusst ab: a) durch die Einbeziehung des Privaten als unbedingt politisierungsfähig und -notwendig – von der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung bis zur privaten Gewalt; b) durch die Dezentrierung staatlicher, formalisierter und/oder institutioneller Politiken als zentrale Form des Politischen – kontrastierend werden nicht verfasste, nicht institutionalisierte Partizipationsformen systematisch einbezogen; c) durch die Zurückweisung eines in erster Linie beschreibenden Verständnisses von Politik – kontrastierend wird der Politikbegriff stark normativ als ‚Herrschaftskritik‘ aufgeladen“ (Holland-Cunz 2004: 468).

Damit wird es möglich, neben den „konventionellen“ auch „unkonventionelle“ (ebd.: 471) Formen der Partizipation als Formen politischer Akteurinnenschaft zu erfassen, wie sie vor allem auch in der Frauenbewegung entwickelt wurden.

Darüber hinaus hat sich die Fragestellung hinsichtlich der politischen Partizipation von Frauen mittlerweile erweitert: Neben der Frage, was ihre Beteiligung verhindert, wird verstärkt der Frage nachgegangen, wie Frauen dazu kommen, sich politisch zu betätigen – ob nun parteipolitisch oder in weniger institutionalisierten Kontexten. Dazu wurden eine Reihe von Studien vorgelegt, die sich aus der Subjektperspektive mit den Erfahrungen von Frauen sowohl in Parteien und parlamentarischen Gremien (Geißel 1999; Schöler-Macher 1994; Penrose 1993) als auch in sozialen Bewegungen (Höschele-Frank 1990; Miethe 1999) auseinandersetzen. Biogra-

---

1 Ein Überblick über die Diskussion um die Gründe der Unterrepräsentanz von Frauen in der institutionalisierten Politik findet sich bei Geißel (1999).

pische Zugänge spielen dabei eine wichtige Rolle (vgl. Mieth/Roth 2000; 2005).

Im Blick auf die folgenden Rekonstruktionen zweier ‚politisierte‘ Biographien steht ebenfalls die Frage nach dem Zustandekommen und der gesamtbiographischen Bedeutung der politischen Akteurinnenschaft im Vordergrund. In beiden Fällen geht es vorwiegend um „unkonventionelle Partizipation“ (Holland-Cunz 2004: 471) in bewegungsförmigen Kontexten. Auch hier, insbesondere in der Frauenbewegung, wurde und wird immer wieder die Frage gestellt, warum Frauen sich nicht an der Bewegung beteiligen; in Diskussionen über den Stand der Frauenbewegung und ihre Zukunft wird aktuell insbesondere immer wieder die Sorge darüber formuliert, dass gerade junge Frauen kein Interesse an Frauenpolitik zeigten und insgesamt unpolitisch seien. Hier soll jedoch zunächst nicht fokussiert werden, warum sich Frauen nicht politisch betätigen, sondern wie es in den untersuchten Biographien zu einem politischen Engagement kam. Es geht also darum, ein Konzept davon zu entwickeln, was es positiv heißen kann, ‚politisch‘ zu sein.

Politisierung wird hier nicht, etwa im Sinne von Claußen/Geissler (1996), als politische Sozialisation verstanden, innerhalb derer relevante Felder und Instanzen mit einem spezifischen Einfluss auf das Zustandekommen einer politischen Einstellung und ggf. Aktivität auszumachen wären. „Politisiert“ (worden) zu sein, wird vielmehr als eine Selbstbeschreibung im Sinne eines in vivo codes aus dem empirischen Material übernommen (Thea Cadenberg 16,16). Dieser erscheint geeignet, die Selbstkonstruktion als politisches Subjekt im Rahmen und in Wechselwirkung mit der biographischen Gesamtkonstruktion und anderen biographischen Konstruktionskontexten zu erfassen.

In den beiden Biographien, die nun genauer untersucht werden sollen, steht Politisierung nicht nur in engem Zusammenhang mit den Konstruktionskontexten Zusammen-Leben, Berufs-Leben und weiteren biographisch wichtigen Kontexten. Der Unterschied zu den anderen untersuchten Biographien ist vor allem, dass das Projekt, aktiv auf Gesellschaft Einfluss zu nehmen und einen Wandel herbeizuführen, und das Engagement in Bewegungs- und anderen politischen Kontexten bei Marlies Arndt und Thea Cadenberg zu einem eigenen Lebensbereich wird.

### 11.1.1 Marlies Arndt: „Man hat wahnsinnig viel bewegt“ (25,45f)

Marlies Arndts Biographie könnte sich auch in Publikationen finden, die sich über die Erinnerungen von Protagonistinnen der 68er-Bewegung und den Anfängen der Frauenbewegung annähern und etwa das „Porträt einer rebellischen Frauengeneration“ (Kätzel 2002; vgl. auch Bude 1995) zeichnen. Marlies Arndt sagt von sich, sie sei „schon ziemlich nahe dran“

(24,17) gewesen an Ereignissen und Personen, die auch heute noch mit der Studenten- und beginnenden Frauenbewegung verbunden werden. Dennoch soll diese Verbindung im Folgenden nicht im Vordergrund stehen; in Marlies Arndts Erzählung nimmt diese Zeit keine privilegierte Stellung ein. Das programmatische Abweichen von gesellschaftlichen Vorgaben und die Suche nach alternativen sozialen Kontexten sind schon zuvor und auch noch danach ein bestimmendes Moment der Biographie. Es gibt mehrere, mehr oder weniger explizit „politische“ Kontexte dafür, ‚anders zu leben‘.

#### 11.1.1.1 „Protest“ und „Widerstand“ gegen autoritäre Strukturen in Familie und Schule

Wie bereits in 9.2.3.1 beschrieben, rekonstruiert Marlies Arndt das Zusammen-Leben in ihrer Herkunftsfamilie zum großen Teil aus einer reflektierend-analytischen Perspektive heraus. Sie identifiziert eine Verteilung von „Rollen“ (4,36) zwischen ihren Eltern und stellt diese als Komplementarität von „Hausfrau“ (2,25) und „Familienernährer“ (4,42) dar. Als einen zentralen Bestandteil dieser Rollenverteilung zeichnet die Erzählerin das autoritäre Auftreten ihres Vaters nach, der „einmal die Woche [...] dann erzogen [hat] - am Wochenende“ und „Stubenarrest“ verhängte (3,42ff), der von der Mutter dann wieder unterlaufen wurde. So wird die Autorität des Vaters hinterfragbar, was die Erzählerin als ein wichtiges Moment ihrer Entwicklung markiert.

Dem geht jedoch in der Darstellung der Kindheit schon eine Art intuitive Renitenz voraus, mit der die Protagonistin sich in der Grundschulzeit über die Regeln der Eltern hinwegsetzt und beispielsweise ohne diese zu informieren Freundinnen nach Hause begleitet, deren Mütter berufstätig sind, um dort unbeaufsichtigt zu sein. Dieser intuitiven Renitenz folgt später die offene „Auseinandersetzung“ mit dem Vater:

und mein Vater wie gesagt ging eben arbeiten und war der Familienernährer wie zu alten Zeiten - und - ja. war eigentlich mehr so der Verbale. mit dem konnte man diskutieren er wusste also dadurch dass er eben in ner Schiffsmaklerfirma / ((atmet ein)) / arbeitete auch also war er auch also von der Schulbildung ehm etwas gebildeter als meine Mutter und wenn der Krieg nicht gewesen wär hätte er sicher auch Abitur gemacht oder sowas aber das ist dann eben - eh nicht gelaufen also jedenfalls war er mehr der Intellektuelle und meine Mutter - mehr diejenige die für die praktischen Dinge des / Lebens zuständig war ((schmunzelnd)) / und so hat er sich dann eigentlich auch immer eingebracht. also oder auch also er war auch - eben wie gesagt er hat mich auch nicht eh nicht geschlagen oder so war eben nicht von dem Typ aber er hat er war verbal eben relativ gut und darüber kann man ja auch ziemlich viel Macht ausüben nich also / I: mh / aber ich - dadurch hat man eben auch relativ viel gelernt. also - sich auseinanderzusetzen und

so also ist ja dann doch immer noch anders glaub ich als wenn man körperlich da san\_ sanktioniert wird. (4,41-3,5)

Der Ausgangspunkt für die Charakterisierung des Verhältnisses zwischen Vater und Tochter ist auch hier die Verteilung der „Rollen“ zwischen den Eltern, die dem Vater eine Position an der Spitze der Familienhierarchie sichert, welche die Erzählerin gleichzeitig als Anachronismus interpretiert. Im zweiten Schritt legt die Erzählerin dieser Rollenverteilung und dem Vater-Tochter-Verhältnis jedoch die spezifischen persönlichen Ressourcen des Vaters zugrunde. Diese resultieren aus seiner beruflichen Tätigkeit und seinem Bildungsgrad. Diese Diagnose wird kondensiert in einer Typisierung als „mehr so der Verbale“ bzw. „mehr der Intellektuelle“, die mit der Zuordnung der Mutter über ihr Zuständig-Sein „für die praktischen Dinge“ polarisiert wird.

Die generelle Charakterisierung des Vaters wird anschließend explizit auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Vater und Tochter bezogen. „Mit dem konnte man diskutieren“ gilt nicht nur generell, sondern auch in Bezug auf dieses Verhältnis. Die Ressourcen, die der Vater aus anderen Bereichen seines Lebens bezieht, hat er auch in die Familie „eingebracht“. Dies gilt jedoch, wie an dieser Stelle deutlich wird, v.a. für den Konfliktfall bzw. für den Fall der Disziplinierung der Tochter durch den Vater. Der offensichtlich naheliegenden Variante der körperlichen Gewalt wird die Variante des Vaters gegenübergestellt. Zwar identifiziert die Erzählerin den Einsatz seiner – überlegenen – „verbalen“ Fähigkeiten auch als Ausübung von „Macht.“ Aus seinem Verzicht auf körperliche Gewalt und die Möglichkeit, „sich auseinanderzusetzen“ rekonstruiert sie jedoch einen Lernprozess: Die Konfliktbearbeitung mit „verbalen“ Mitteln lässt zu, dass sich auch die zunächst Schwächere zunehmend die Mittel aneignet, auf die es in der Auseinandersetzung ankommt. Auch die Fähigkeit, sich überhaupt und auch außerhalb der Vater-Tochter-Beziehung „verbaler“ Mittel zur Konfliktbearbeitung oder zur Machtausübung zu bedienen, dürfte hier als Ergebnis des Lernprozesses unterstellt sein.

Der Konflikt um die Disziplinierung der Tochter durch den Vater wird jedoch nicht nur auf diesem Weg der offenen „Auseinandersetzung“ geführt. Der Begeisterung der damals Zwölfjährigen für einen Modestil, den die Erzählerin als „Jean-Seberg-Nummer“<sup>2</sup> bezeichnet und der mit einer Absage an konventionelle Weiblichkeitsbilder der damaligen Zeit verbun-

---

2 Jean Seberg (1938-1979) wurde berühmt als Hauptdarstellerin in Jean Luc Goddards „Außer Atem“ (1959), einem Schlüsselfilm der Nouvelle Vague (vgl. Bawden (Hg., 1983): 696f). Ihr Markenzeichen war der Kurzhaarschnitt, der in der Frisurenmode schnell aufgegriffen wurde. Seberg galt als ein Gegenmodell zu den damaligen feminin gerundeten, langhaarigen Hollywoodstars.

den ist – „die Frauen mit diesem ganz kurzen Haar und diesen patentgestrickten Pullovern in der Größe und=e den Ballerinaschuhen“ (7,2f) – folgt ein radikaler Eingriff in das bisherige äußere Erscheinungsbild:

und eh dann habe ich immer so bisschen mittellange Haare gehabt eigentlich und mal n Pferdeschwanz oder so Sachen und dann kam eben diese Zeit und dann hab ich irgendwie / ((atmet ein)) / mir die Haare so kurz geschnitten mit meiner Freundin zusammen - und da war mein Vater war völlig. völlig fertig / ((lacht)) / wie man sowas machen könnte. aber auch da hat er mir nicht mal n paar runtergehauen aber es war / irgendwie er fand das ganz schrecklich ((lachend)) / und es war war schon so dass ich manchmal - also ich glaube mich schon auch ziemlich extrem so verhalten habe ja? also dass so - ja. dass ich einfach irgendwie so so mit der Hälfte war ich irgendwie nie zufrieden ja? also wenn schon denn schon ja? dann musst ich musst ich das auch irgendwie richtig mitmachen und dann musste das auch von oben bis unten irgendwie stimmen ja? - - ehm vielleicht auch oft in Protesthaltung gegen gegen meinen Vater da - wo ich irgendwie dachte der kommt hier einmal die Woche vorbei und dann - es war ja wirklich diese Abfrageerziehung. fürchterlich ja? (7,15-27)

Der neue Haarschnitt ist hier nicht nur dadurch symbolisch aufgeladen, dass damit Geschlechterkonventionen irritiert werden. Diesen Aspekt thematisiert die Erzählerin auch gar nicht. Das Haareschneiden mit der Freundin ist vielmehr in erster Linie ein Affront gegen die Eltern, weil es ihrer Kontrolle entzogen ist; es findet nicht nur heimlich statt, sondern ist auch nicht mehr ohne weiteres rückgängig zu machen. Während zuvor davon die Rede ist, dass die Protagonistin sich „die Zöpfe erstmal abschneiden durfte“ (7,14ff), übernimmt sie hier selbst die Kontrolle über ihr Erscheinungsbild und meldet damit sozusagen den Anspruch auf Selbstbestimmung über ihren Körper an.

Hinter der Schilderung der Reaktion des Vaters steht das Bewusstsein, dass auch er den Anspruch auf Kontrolle stellt. Die Erwartung einer körperlichen Strafe illustriert die Größe des Affronts. Doch die Art der Reaktion des Vaters verlagert den Konflikt von der Frage danach, wer die Kontrolle über das Erscheinungsbild der Tochter hat, sozusagen auf seine persönliche Erschütterung angesichts der vollendeten Tatsache selbst; er findet die neue Frisur „ganz schrecklich“.

Bei der Analyse ihrer Motive für ihr „extremes Verhalten“ stellt die Erzählerin zwar zunächst ihren Perfektionismus in den Vordergrund, der sich offensichtlich auch sehr auf das konsequente „Mitmachen“ einer Mode bezieht; die Formulierung „dann musste das auch von oben bis unten irgendwie stimmen“ kann als ein sehr körperbezogenes Bild dafür gelesen werden. Hier läge die Motivation alleine schon in dem Reiz, eine bestimmte Mode, einen Stil bruchlos zu verkörpern. Die Erzählerin führt jedoch eine weitere Interpretation an: die „Protesthaltung“ gegen den Vater. Somit wäre das konsequente „Mitmachen“ einer Mode nicht nur Selbst-

zweck, sondern auch Instrument einer diesmal nicht verbalen, sondern symbolisch vermittelten Auseinandersetzung mit dem Vater. Der eigene Körper bzw. dessen Kultivierung wird zu einer Zone, die der Machtausübung des Vaters demonstrativ entzogen wird und als ein in Opposition zu seinen Vorstellungen ‚gestaltetes‘ Territorium „Protest“ signalisiert. Der „Protest“ wird sozusagen ‚verkörpert‘.

Der Nachsatz, in dem die Autorität des Vaters dekonstruiert und ihm aufgrund seiner Abwesenheit und der fragwürdigen Erziehungsmethoden die Berechtigung zur Kontrolle abgesprochen wird, macht deutlich, dass zwischen den Inhalten des Protests und dem Inhalt dessen, wogegen protestiert wird, keine Korrespondenz bestehen muss.

Das Moment der Selbstkultivierung wird auch in anderen Zusammenhängen, in denen es um Kontrollansprüche des Vaters geht, als eine Art Programm präsentiert. So schildert die Erzählerin, sie habe ihre notorische Unpünktlichkeit

so kultiviert [...] dass ich dann irgendwie festgestellt habe wenn ich 10 Minuten zu spät komme dann is n riesen Donnerwetter / ((atmet ein)) / dass ich das dann bisschen für mich / genutzt habe ((schmunzelnd)) / und gesagt habe 10 Minuten sinds eh immer. weil das krieg ich / nicht hin ((schmunzelnd)) / pünktlich zu sein - also kann ich ja auch eigentlich gleich ne halbe Stunde später kommen (8,28-32)

Hier wird der vom Vater verlangten Kultur der Pünktlichkeit eine andere Kultur entgegengesetzt, die ihren eigenen Regeln folgt. Die zu erwartenden Sanktionen sind der Preis dafür, sich einen eigenen Freiraum zu schaffen. Es kann hier also von einer kultivierten Rebellion die Rede sein, insofern der Protest nicht einfach die Form einer Verweigerung gegenüber der väterlichen Autorität annimmt, sondern den Weg der ‚Selbstkultivierung‘ einschlägt und über eine alternative Kultur zum Ausdruck kommt.

Eine andere Form des Umgangs mit einer von der Protagonistin als unberechtigt entlarvten Autorität – im Folgenden geht es um die eines Mathematiklehrers – bezeichnet die Erzählerin als „Widerstand“:

der stand immer so da pfiß die Mädchen immer nach vorne und dann oder ach alle die einfach schlecht waren aber es waren eben zu der Zeit auch so n / I: mh / also es war schon selten ein ein dass Mädels eh in Mathematik besser waren als Jungs. ja? und=e nun war ich aber eine eben der Besten dann da in der Klasse und dann=e zitierte er die immer an die Tafel ja? und dann mussten die da immer ihre mh - Sachen aufschreiben / I: mh / ihre Gleichungen und / ((atmet ein)) / da bin ich zu oft aus der Klasse geflogen ja? weil ich hab dann immer hinten gesessen und hab dann immer schon / ((lacht)) / in Zeichensprache denen Tipps gegeben / I: mh / und so - bin ich stand ich öfters vor der Tür in der Schule. und ich hab s eben auch nie=e zu richtig guten Noten gebracht - weil der irgendwie ehm da hab ich dann auch schon wieder sowas wie Widerstand produziert ich glaube

gegen diesen Typen - das waren dann auch so Ecken wo mein Vater dann mal zur Schule gehen wollte da musstest du dann irgendwie drei Zentimeter Rand rechts lassen und durftest oben erst da und da anfangen zu schreiben und so ja? und ich hatte das mathematisch=e also ich hatte selten Fehler in den Aufgaben - aber ich kann mich erinnern ich hab extra nur zwei Zentimeter Rand gelassen oder hab oben ganz oben angefangen zu schreiben oder so und daher kriegte ich eben immer Punkteabzug. (9,50-10,19)

In dieser Szene wird zunächst das Handeln des Lehrers als geradezu despotisch dargestellt. Er „pfißt die Mädchen immer nach vorne“, wie man es sonst nur mit einem Hund tun würde. Die Erzählerin erklärt dann zunächst das Zusammenfallen der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht mit schlechten Leistungen im Fach Mathematik als historisches Phänomen. Damit kann sie ein ganzes Theoriegebäude unterstellen, das eine biologische oder begabungspsychologische Erklärung verneint und etwa benachteiligende sozialisatorische Faktoren verantwortlich macht. Die Szene, die sie nun weiter ausführt, liefert sozusagen gleich noch einen Beleg dafür, wie Mädchen an der Entwicklung mathematischer Fähigkeiten gehindert wurden. Mangelndes Können wird hier zum Anlass für gezielte Bloßstellung genommen; schwächere SchülerInnen und insbesondere Mädchen werden zur Zielscheibe des Lehrers und seines Despotismus und sind gezwungen, vor den anderen ihre Schwäche vorzuführen.

Die Protagonistin fällt aus der Matrix, die dieser künstlichen Inszenierung insbesondere weiblicher Unfähigkeit zugrunde liegt, heraus; sie ist zwar ein Mädchen, aber trotzdem „eine der Besten“. Als solche schaltet sie sich in die Szene ein: Sie nutzt ihren Vorteil zu Gunsten der Schwächeren und torpediert deren Vorgeführt-Werden. Das bringt ihr Sanktionen ein, da sie sozusagen das Spiel nicht nach den Regeln mitspielt, die der Lehrer aufgestellt hat. Auch der in der Institution Schule geltende Kausalzusammenhang von guten Leistungen und guten Noten wird durchbrochen. Der „Widerstand“, von dem hier die Rede ist, stellt damit eine Verweigerung gegenüber einem Funktionieren gemäß den geltenden Regeln dar. Am Beispiel der schlechteren Noten wegen der Nichteinhaltung von Formalien wird zudem die Absurdität und Dysfunktionalität von nur auf Disziplinierung abzielenden Regeln veranschaulicht. Neben der Weigerung, das vorgegebene Spiel mitzuspielen, ist das Ziel des Widerstands also, die Unsinnigkeit der Spielregeln zu entlarven – allerdings auf eigene Kosten.

Im Gegensatz zum „Protest“ in Form einer ‚kultivierten Rebellion‘ schafft der „Widerstand“ keine eigenen Gestaltungsfreiräume, die der Reichweite einer als unberechtigt disqualifizierten Autorität entzogen wären. Dazu sind offensichtlich die Regeln zu stark institutionalisiert und das Machtgefälle zu groß. Allerdings geht es hier noch viel mehr als in den Auseinandersetzungen mit dem Vater um grundlegende Fragen von Gerechtigkeit, und in diesem Sinn ist die Protagonistin die moralische Siegerin der Episode.

Von dieser Voreinstellung in Form einer Art genereller Skepsis gegenüber Autorität und der prinzipiellen Neigung zu einer Gegenbewegung dazu, die in den zitierten Interviewpassagen konstruiert wird, wird im Folgenden vor allem der Strang der kultivierten Rebellion weiter verfolgt.

### 11.1.1.2 Berufswahl und Werkkunstschulzeit: Die Opposition gegen das Kleinbürgertum der Eltern und ihre Kontextualisierung in der Künstlerszene

Bei ihrer Schilderung der Wahl ihrer Berufsausbildung verbindet die Erzählerin die Momente des „Protests“ gegen ihren Vater und der Absage an die Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie mit der Vision einer künstlerischen Tätigkeit und einer alternativen Lebensform (vgl. 9.2.3.2). Der Besuch der Werkkunstschule mit dem Ziel, Kostümbildnerin zu werden, ist auch ein Gegenentwurf zu einer „spießigen“ (12,46) Büroexistenz. Entsprechend eröffnet sich mit dem Kontakt zu Theaterleuten und KünstlerInnen, der durch ihren ersten Freund zustande kommt, sowie auf Reisen nach Amsterdam zunächst die gewünschte Gegenwelt:

und da hab ich halt eben die tollsten Leute kennen gelernt ja? die irgendwie= schon Trips geschluckt hatten und die andern / I: mh / machten dieses und der eine saß in der Querflöte eh mit der Querflöte in der Ecke und dann - eh und dann rauchten sie Haschisch und es war irgendwie überhaupt alles und ich hab da immer so bisschen hab eigentlich nicht viel dazu gesagt fand die Leute eigentlich in der Regel eigentlich immer sehr nett - aber konnte mich da natürlich auch noch nicht so einbringen weil das für mich irgendwie auch mehr so Kuck-Welt war. das hab ich dann später mit 18 19 so hier in Gestadt in der Studentenzeit war das dann anders aber - im Grunde genommen war ich ja auch eigentlich noch relativ jung. / I: mh / also zwischen sechzehn und achtzehn hat sich das eben alles abgespielt als ich da eben einfach auch diese Leute kennen gelernt hab. (16,29-42)

Das Milieu, das die Erzählerin hier beschreibt, wird vor allem über den dort üblichen Umgang mit Drogen charakterisiert; an anderer Stelle steht im Vordergrund, dass es sich bei den Agierenden vor allem um Künstler handelte. Diese spezielle Mischung repräsentiert eine antibürgerliche Gegen- oder Subkultur, die sich demonstrativ über Konventionen, ja Gesetze hinwegsetzt. Obwohl sich die Erzählerin lediglich als aufgrund ihres Alters naiven Zaungast darstellt, dem außer dem „Nett“-Sein der neuen Bekanntschaften kein geeigneter Beurteilungsmaßstab zur Verfügung steht, scheint der bloße Zugang zu einer solchen Szene eine Art Initiationscharakter zu haben. In jedem Fall bringt die Erzählerin den Kontakt zur Künstlerszene in einen gedanklichen Zusammenhang mit ihrem Kontakt zur Studentenbewegung. Der Vergleich, den sie zieht, bezieht sich auf ihre eigene Aktivität innerhalb der Szene, auch die Möglichkeit, sich „einzu-

bringen“ und damit auf den Grad der Zugehörigkeit. Dass der Grad des Involviertseins in die beiden Szenen verglichen werden kann, setzt voraus, dass beide Situationen etwas miteinander zu tun haben. Dabei könnte es sich um den Charakter des kulturellen Gegenentwurfs handeln, um die demonstrative Abkehr von Konventionen und die Ausweitung des Möglichen auf bislang tabuisierte Bereiche – also in gewisser Weise das Moment der (kultivierten) Rebellion.

### 11.1.1.3 „Kontakt“ zur Bewegung und Festhalten an eigenen biographischen Projekten

Die Studentenbewegung führt die Erzählerin anfangs ebenfalls nicht als etwas ein, an dem sie sich aktiv beteiligt, sondern als etwas, womit sie später in Gestalt in „Kontakt“ kommt:

da hab ich kurz bei der [Firma, die Theaterkostüme herstellt, C.T.] gearbeitet - irgendwie als Schneiderin hab ich da dann irgendwie Tütüs genäht und so Sachen - und da ging das aber eigentlich auch schon da war dann diese Schah-Demonstration und da ging das eigentlich so mit dieser Studentenbewegung hier schon los - und dann hab ich auch eh - ja. es waren schon gegenüber war auch schon ne Wohngemeinschaft dann da und eh - da hat man einfach also viel Kontakt eben auch schon mit Studenten gehabt / I: mh / und diese Sachen. und dann eh - - war eigentlich auch damit sozusagen meine Berufsgeschichte auch n bisschen ins Wanken geraten ja? dass ich irgendwie sagte naja - in Zeiten wie diesen da kann man doch nicht hingehen und irgendwie eh für den Opernstar den echten Pelz zusammennähen damit der da nur an der Bühne lang flitzt - also jedenfalls hörte man das so von allen möglichen Seiten trotzdem hab ich ehm aber versucht nochmal weiter hier in die Richtung zu gehen hab dann also frei für die Oper ganz viel genäht (21,8-20)

Die Erzählerin zeichnet hier zunächst als Hintergrund einer beruflichen Entscheidung eine Kulisse aus historischen Ereignissen. „Schah-Demonstration“ und „Studentenbewegung“ sind Stichworte, die sie nur zu nennen und nicht weiter zu erläutern braucht, weil sie als ‚historische Daten‘ für sich stehen und mit viel geteiltem Wissen und starken Bildern verbunden sind. Die Ereignisse, von denen die Rede ist, sind in ihrer Historizität aber zugleich etwas, das wie von selbst „los geht“; die Erzählerin stellt sich nicht als am historischen Geschehen beteiligt dar, sondern als eine Zeugin, die aus der Distanz zur Kenntnis nimmt, was geschieht, und dem aber sehr wohl eine Bedeutung für sich selbst verleiht.

Diese Bedeutung ist vermittelt über den sozialen „Kontakt“ zu Nachbarn, die als „Wohngemeinschaft“ und als „Studenten“ näher am historischen Geschehen positioniert, vielleicht sogar als Akteure qualifiziert werden. Auch dies ist nicht weiter erläutersbedürftig; die „Wohngemeinschaft“ ist in diesem Zusammenhang eine Manifestation gesellschaftskriti-

schen Denkens und Handelns, und „Studenten“ sind keineswegs nur Menschen, die an einer Universität eingeschrieben sind, sondern repräsentieren eine politische Bewegung mit bestimmten Inhalten. Was unausgesprochen an gesellschaftskritischen und politischen Inhalten hinter diesen Labels steht, ist es auch, woran die Erzählerin das „Wanken“ ihrer „Berufsgeschichte“ festmacht. Warum genau „man doch nicht hingehen und irgendwie eh für den Opernstar den echten Pelz zusammennähen“ kann, wird nicht erläutert, sondern nur mit den „Zeiten wie diesen“ begründet. Es gäbe eine ganze Reihe von Möglichkeiten, welches Argument genau hinter dem Zusammenhang steht, den die Erzählerin hier aufmacht. Es könnte die Ablehnung eines elitären bürgerlichen Kulturbetriebs ebenso sein wie das Motiv, das eigene Engagement besser dem revolutionären Aufbruch zu widmen als dem ‚Establishment‘. Die Ungenauigkeit der Erzählerin kann als Hinweis darauf gelesen werden, dass hinter ihrem Statement ein ganzes Set ausgearbeiteter Argumentationen als Teil eines Diskurses stehen, an dem sie in irgendeiner Form teilgenommen hat, und dessen sie sich zur Rekonstruktion ihrer biographischen Entscheidungen bedienen kann. Auf diese Weise macht sie implizit klar, dass sich der „Kontakt“ zur „Studentenbewegung“ auf ihr Verständnis ihres eigenen Handelns und auf ihr Handeln selbst ausgewirkt hat. Damit macht sie sich nach wie vor nicht zu einer Protagonistin, aber doch zu einem Teil der Bewegung.<sup>3</sup>

Den Einfluss des Bewegungsdiskurses auf die eigene Biographie differenziert die Erzählerin noch stärker. Die kritische Anfrage an ihre berufliche Tätigkeit wird anderen in den Mund gelegt, und mit dem – zwar modifizierten – Festhalten an der eingeschlagenen „Richtung“ treten die Beteiligung an der Bewegung und das biographische Projekt der beruflichen Entwicklung wieder ein Stück weit auseinander.

Diesem Muster folgt auch eine andere Episode, die zeitlich nach der Geburt der ersten beiden Kinder einzuordnen ist. Die Erzählerin spricht in einer Hintergrundkonstruktion zunächst über die Zusammensetzung und das weitere Umfeld einer Wohngemeinschaft, in der sie mittlerweile lebt (und damit die Praxis der Studentenbewegung teilt), und nennt in diesem

---

3 Hinsichtlich der Bedeutung des direkten „Kontakts“ mit politischen AktivistInnen für die eigene Politisierung gibt es eine interessante Parallele mit der Biographie von Monika Cadenberg. Diese beschreibt ebenfalls autoritäre Strukturen in ihrer Herkunftsfamilie und in der Schule und ihren Widerstand dagegen. Es folgen jedoch zunächst keine Geschichten einer Politisierung, entsprechende Milieus spielen in der Erzählung keine Rolle. Doch im Zusammenhang mit ihren frauenpolitischen Vorstellungen spricht die Erzählerin davon, sich nach der Verrentung den Grauen Panthern anschließen zu wollen. Dies begründet sie mit dem Eindruck, den der direkte Kontakt mit einer Gruppe vor Ort bei ihr hinterlassen hat: „Ich hab das mal hier in Tefurt gesehen da sind lauter äh – ältere aktive Frauen drin [...] das hab ich mal äh mitgekriegt dass hier so ne Versammlung war und das fand ich also so toll – äh – das fand ich irgendwie klasse und da hab ich gedacht – das is was für dich später mal“ (37,32-49).

Zusammenhang einige prominente Namen der Studentenbewegung. Sie resümiert: „Wir [...] waren schon ziemlich nahe dran“ (24,17). Damit unterstellt sie, dass es eine Art Zentrum der Aktivität der Bewegung gab, einen Kern von ProtagonistInnen, auf die sich die historischen Ereignisse konzentrierten, die die Bewegung (auch medial) repräsentierten bzw. mit denen die Bewegung identifiziert wurde. Das Modell eines solchen Zentrums, dem man näher oder ferner stehen konnte, nutzt die Erzählerin an dieser Stelle, um sich für jemanden, der das Erzählte nur aus der (zeitlichen oder sozialen) Ferne beurteilen kann, zu positionieren. Ihre Positionierung als „ziemlich nahe dran“ impliziert ein Zweifaches: Zum einen markiert die Erzählerin, dass sie sich selbst nicht dem unterstellten Zentrum der Bewegung, den im historischen Rückblick mit der Bewegung identifizierten Kreis der ProtagonistInnen im engeren Sinne zuzählt. Zum anderen macht sie durch die Metapher der Nähe jedoch ein sehr exklusives Verhältnis zu diesem unterstellten Zentrum und den sich daran kristallisierenden historischen Ereignissen deutlich.

In der folgenden Episode, die vor diesem Hintergrund geschildert wird, geht es wieder um den Einfluss des „Kontaktes“ zur Bewegung auf eigene biographische Entscheidungen:

und auch mit unserm ersten ehm mit dem einen Kinderladen - warn wir eben schon mit ziemlich - linken und auch ziemlich frauenbewegten / I: mh / ehm Frauen dann - zusammen. also es war war dann schon dass ich da also über diese Ecke auch eben viel viel mit Frauen zusammen - eh war die - ja. die eigentlich auch n bisschen in der Frauenbewegung aber am Anfang eigentlich eher auch in dieser politischen. also eigentlich eher in diesen K-Gruppen. ja? also was schon am Anfang bisschen Problem war - weil=e da musste ich mich schon ziemlich durchboxen ja? also erstmal war ich natürlich wunderbar - weil ich war Schneiderin also am liebsten in die Fabrik direkt und schon mal Flugblätter verteilen - weil so nah an der Basis war nur ich / ((lacht)) / und da hab ich aber gesagt hab ich da gesagt nee. also das will ich alles überhaupt nicht mach ich auch gar nicht ich mach jetzt mein Abitur (24,17-27)

Auch hier wird, wie bei der beiläufigen Erwähnung des Lebens in der WG, nicht die eigene Aktivität beim Aufbau von alternativen Infrastrukturen des Zusammen-Lebens in den Vordergrund gestellt. Die Bezugnahme auf den Kinderladen dient nicht der Darstellung des eigenen Aktivistin-Seins, sondern der Positionierung innerhalb der Bewegung. Zunächst steht wieder das Moment des „Kontakts“ im Vordergrund. Über die Personen, mit denen die Protagonistin „zusammen“ ist, sind bestimmte ideologische Richtungen präsent. Die Zuordnung der Protagonistin zu diesen Richtungen wird über das Maß oder die Intensität des Kontakts bestimmt; dabei werden en passant Differenzierungen und Entwicklung der Bewegung angedeutet, die auch nur mit einem gewissen Maß an (für Nachgeborene historischem) Hintergrundwissen verständlich sind.

Die Zugehörigkeit zu den genannten Gruppen wird nun nicht weiter gefüllt, z.B. über die Konkretisierung einer gemeinsamen politischen Praxis, sondern in Bezug auf die individuelle biographische Situation problematisiert. Nicht ein gemeinsames Handeln der Gruppe wird thematisiert, sondern eine interne Auseinandersetzung zwischen der Gruppe und der Protagonistin. Die Erzählerin beschreibt den Versuch ihrer Instrumentalisierung durch die Gruppe. Sie entspricht, anders als die anderen, den ideologischen Vorstellungen von den TrägerInnen der Revolution; als deren „Basis“ sollen FabrikarbeiterInnen, das ‚Proletariat‘ gewonnen werden, dem die IdeologInnen selbst nicht angehören. Die Erzählerin deckt hier in gewisser Weise den Widersinn dieser Vorstellungen auf, kommentiert oder kritisiert dies aber nicht, sondern stellt das biographische Projekt in den Vordergrund, an dem die Protagonistin trotz ihrer Verbundenheit mit dem ideologischen Diskurs festhält.

#### 11.1.1.4 Engagement in eigener Sache mit politischer Tragweite

Am Beispiel der Kinderladengründung zeigt sich jedoch auch der umgekehrte Zusammenhang. In einer weiteren Interviewpassage bringt die Erzählerin die Gründung des Kinderladens mit der Überwindung einer biographischen Krise in Verbindung; in einer Situation, in der sich die Protagonistin ungewollt in dem von ihr eigentlich entschieden zurückgewiesenen „Hausfrauendasein“ wiederfindet, ist der Kinderladen das Projekt, mit dem die eigene biographische Handlungsperspektive wiedergewonnen werden kann. Auch das Leben in Wohngemeinschaften wird als ein Arrangement dargestellt, das es der Protagonistin ermöglicht, eigene berufliche Ziele zu verfolgen (vgl. 9.2.3.2). Hier geht es also um ein Engagement in eigener Sache – ohne dass jedoch in unmittelbarem Zusammenhang die biographische Krise als Folge einer auf gesellschaftlichen Strukturen basierenden Benachteiligung reflektiert wird, obwohl die entsprechenden Diskurse in der Bewegung deutlich diese Richtung haben. An anderer Stelle setzt die Erzählerin jedoch explizit „politisches“ Engagement und Kinderladenarbeit zueinander in Beziehung. Sie erwähnt zunächst ihre Beteiligung an den Anfängen eines später bekannt gewordenen Kulturprojekts, ohne dies weiter auszuführen, und kommt dann auf die anderen Bereiche ihres Engagements zu sprechen:

ja. und bei den Vorläufern [des Kulturprojekts, C.T.] da waren wir eben auch noch aktiv mit. also so auf allen möglichen Ebenen - und eben auch auf dieser Politebene und dann diese Kinderladenebene - und dann natürlich tierisch viel gelesen über Erziehung und freie Erziehung / I: mh / und dieses und jenes also jedenfalls haben wir alles ganz anders gemacht als unsere Eltern / I: mh / aber was ich=e denke was auch wirklich=e richtig spannend war eh ich möchte wirklich nicht einen Tag von dieser Zeit missen obwohl man manchmal bis morgens um drei ja? gesessen hat und das jede Woche irgendwie diese - Kinderladenbe-

sprechung und es ging nie um Kinder. es ging immer um Politik ja? es ging wi\_ / ((lacht)) / die Leute in wurden in Kinderladen auch eh eh mehr wegen ihrer politischen Meinung aufgenommen und nicht weil das Kind da vielleicht gut reinpasste / ((lacht)) / also es war schon war schon wirklich=e ne ganz spannende Zeit und man hat wahnsinnig viel bewegt - - und es hat mir also das fand ich schon auch wirklich sehr sehr toll. (25,34-46)

Wenn die Erzählerin hier von der Errichtung des Kulturzentrums ebenso als einer „Ebene“ ihrer Aktivität spricht wie von der „Politebene“ und der „Kinderladenebene“, so markiert sie damit die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Bereiche als Teile eines Ganzen. Dabei sind „Ebenen“ nicht unbedingt als hierarchisch angeordnete Schichten zu verstehen, sondern können auch unterschiedliche Plattformen der Aktivität und Artikulation sein, von denen aus ein komplexes Anliegen angegangen wird. Damit sind die „Ebenen“ gleichzeitig verschränkt, und diese Verschränkung stellt die Erzählerin an den „Kinderladenbesprechungen“ dar. Auch wenn mit dem Kinderladen zunächst der Begriff „Erziehung“, die Reflexion darüber und eine bestimmte Programmatik in Verbindung gebracht werden, ist dabei etwas anderes „richtig spannend“. Die „Kinderladenbesprechungen“ zeichnen zum einen „diese Zeit“ aus; sie selbst werden durch die damit verbundene Anstrengung und zugleich das hohe Anregungspotential und die Intensität charakterisiert, die die Beteiligten bis tief in die Nacht hinein fesseln konnten. Zum anderen geben sie der gemeinsamen Aktivität einen anderen Fokus, die „Politik“. Auch wenn die Erzählerin diese Verschiebung des Fokus selbstironisch als für das erzieherische Anliegen wenig funktional karikiert, macht sie damit klar, dass der Kinderladen als politisches Projekt verstanden wurde und dies das eigentlich „Spannende“ daran war. Die selbstironische Kritik erstreckt sich vor allem auf die naive Verknüpfung von politischen Zielen mit einzelnen Menschen, den Kindern oder ihren Eltern, und die Instrumentalisierung des Kinderladens als Schauplatz für Auseinandersetzungen um theoretische politische Positionen. Insgesamt bringt die Überschneidung der „Ebenen“ hier die positiv gewertete „Spannung“ hinein.

Das Resümee „man hat wahnsinnig viel bewegt“ schließt daran direkt an. An dieser Formulierung ist interessant, dass das Subjekt des Bewegens „man“ ist und nicht etwa das kollektive „Wir“. Etwas zu „bewegen“ wird damit zu einer fast unpersönlichen Tätigkeit, die eher mit der „spannenden Zeit“ zu tun hat, in der es möglich und üblich war, etwas zu „bewegen“. Die Metapher des Bewegens selbst passt sehr gut zu dem vorher Beschriebenen. Im Vordergrund steht die Entstehung einer Dynamik, die bisher Feststehendes verrückt; dabei ist nicht in erster Linie das Erreichen eines zuvor formulierten Ziels entscheidend, etwa der Aufbau einer neuen Struktur oder das Einnehmen einer bestimmten Machtposition. Bewegung bedeutet, dass Impulse, die gegeben werden, sich fortsetzen und zu Verände-

rung führen; deshalb benötigt die Erzählerin hier auch nicht die Aufrechnung des Erreichten als Beleg für den Erfolg des Unternehmens.

Dennoch schreibt sie an anderer Stelle bei der Bilanzierung dem Projekt Kinderladen bzw. „Erziehung“ eine ganz bestimmte Intention zu, die durchaus gesellschaftspolitisch-utopische Tragweite besitzt:

ich finde dass diese ganze Kinderladenzeit also mein viele sagen ja so diese anti-autoritäre Erziehung ich finde dass ich sehr autoritär war ja? / I: mh / also nur in anderer Richtung. / I: mhm / im also wenn Jan sagte das is meine Schaufel dann hab ich gesagt das ist unsere Schaufel. ja? also ich mein das ist ja auch ne Form von Autorität ja? / I: mhm / wenn man dann sagt das ist meins nein das gehört uns allen. da dürfen alle mit spielen / ((lacht)) / also von daher denk ich immer es war war auch autoritär genauso wie andere Erziehung eben auch bloß dass man irgendwie ehm ja was anderes damit verfolgt hat / ((lacht)) / ja? sie sozusagen zu etwas eh sozialeren oder anderen Wesen machen wollte / I: mh / ((atmet ein)) / ja. das war eh ehm dann die Ära (29,32-45)

Die Erzählerin setzt sich hier rückblickend mit der Programmatik der „Kinderladenzeit“ auseinander, für die sie das populäre Label der „antiautoritären Erziehung“ zurückweist. In einer kleinen Szene führt sie die Form von „Autorität“ bildlich vor, die sie in ihrer eigenen Praxis des Erziehens erkennt. Damit geht sie auf eine reflektierte Distanz zu dem Begriff „antiautoritär“ und setzt an seine Stelle eine andere Programmatik. Was die Kinderladenerziehung ausmacht, ist nicht der Verzicht auf Ausübung von Autorität. Die Frage nach Autorität wird hier auf die Ebene des ‚Wie‘ des Erziehens verlagert, die einem bestimmten Ziel untergeordnet ist: die Kinder „sozusagen zu etwas eh sozialeren oder anderen Wesen [zu] machen“. Damit wird eine Intention benannt, die von der Perspektive des ‚Gesellschaftlichen‘ mitbestimmt ist; Kinder zu „sozialeren Wesen“ machen zu wollen, kann auch als das Anliegen interpretiert werden, dadurch eine Veränderung der Gesellschaft herbeizuführen. Insofern wäre eine Erziehung in diesem Sinne als politische Einflussnahme zu verstehen.

Dies korrespondiert mit Einschätzungen, die es auch in der Frauenbewegung über die gesellschaftspolitische Tragweite von Kindererziehung gab. So argumentierte Helke Sander in ihrer Rede bei der SDS-Delegiertenkonferenz 1968

„daß wir uns weigern, unsere Kinder weiterhin nach den Prinzipien des Konkurrenzkampfes und Leistungsprinzips zu erziehen, von denen wir wissen, daß auf ihrer Erhaltung die Voraussetzung zum Bestehen des kapitalistischen Systems überhaupt beruht. - Wir wollen versuchen, schon innerhalb der bestehenden Gesellschaft Modelle einer utopischen Gesellschaft zu entwickeln“ (zit. nach Schlaeger 1988: 18).

Dass ein gesellschaftspolitischer Anspruch mit dem eigenen Engagement verbunden wurde, zeigt sich in der Evaluation, die die Erzählerin im Nachfrageteil zu ihren Erfahrungen mit der Frauenbewegung vornimmt:

bei uns war die Bewegung glaub ich eher in den Köpfen. - wir haben ja auch nicht keine Strukturen sozusagen. also. wir haben uns dann unsere eigenen Strukturen vielleicht für unsere Kinderläden oder für unsere Wohnsituation geschaffen oder so aber - bis ins Arbeitsleben sind wir da nicht so richtig vorgegangen. (41,42-45)

Neben der individuellen „Emanzipation“ und „Unabhängigkeit“ (41,33f), die die Erzählerin zuvor als Ziel der Frauenbewegung nennt, wird hier als Messlatte für den Erfolg der Bewegung der Anspruch angelegt, gesellschaftliche „Strukturen“ zu verändern. Der Aufbau eines gegenkulturellen Kontextes wird hier zwar als Erfolg in diesem Sinne bewertet, doch die Erzählerin macht vor allem auf dessen Grenzen aufmerksam. Die verändernde Wirkung der Bewegung endete bei den Strukturen des Arbeitsmarktes und, wie die Erzählerin an anderer Stelle ergänzt, der institutionalisierten Parteipolitik.

Unklar bleibt hier, ob die Erzählerin die Begrenztheit des Erreichten auf die Hartnäckigkeit von Strukturen zurückführt, oder ob sie auch die Strategie, sich „eigene Strukturen“ zu schaffen, in Frage stellt. Der Aufbau alternativer Kontexte des Zusammen-Lebens und der Kindererziehung schließt gut an das in ihrer Jugend entwickelte Modell der kultivierten Rebellion an; auch hier ist die Strategie der Kultivierung – etwa der Gesellschaft als solche durch eine veränderte Erziehung der nachfolgenden Generation – ein wesentlicher Zug des Engagements für Veränderung. Doch als eine Form von Politik, die sich nicht direkt auf bestehende Strukturen bezieht, sondern eine Gegenkultur dazu schafft, erscheint die Strategie der Kultivierung zumindest im Rückblick zu begrenzt.

### 11.1.1.5 Politische Perspektive und Berufs-Leben

Für die weitere Entwicklung des politischen Engagements der Erzählerin ist charakteristisch, dass es zunehmend in stärker institutionalisierte Kontexte überführt und vor allem mit dem biographischen Konstruktionskontext des Berufs-Lebens verbunden wird. Dies beginnt mit dem Studium:

an der Uni hab ich dann ehm ja. eigentlich nach pf s war eigentlich schon während während der kleinen Matrikelzeit - ich hab mich da erst so n bisschen - fand das wunderbar dieses Studieren ja? weil man auch noch nicht so s war nicht so zielgerichtet auf irgendetwas. ich hab dann so kulturanthropologische Seminare gemacht und s fand ich alles hochspannend / ((lacht)) / und interessant hab dann aber ehm danach ziemlich straight=e war also durch die zwei Kinder also ich hab jetzt auch nicht nicht ewige eh ehm Streikzeiten da noch mitgemacht und halt

viel Frauen. Frauengeschichten gemacht dann in der Uni. hatte dann ne Professorin - eh die machte Bildungsöko\_ Ökonomie und=e die hat dann auch so Frauen-seminare angeboten und dann hab ich / I: mh / aber - da auch viel mit Frauen - Sachen zu tun gehabt hab meine Magisterarbeit dann auch über Mädchen - eh sozial benachteiligte Mädchen irgendwie und Beruf geschrieben / I: mh / ja. - das war so diese Unizeit war eigentlich auch - spannend und aufregend. also ich finde also wenn ich manchmal so zurückdenke ich bin immer sehr – was wir alles wirklich so bewegt haben und gemacht haben und - (25,46-26,12)

Die Erzählerin unterscheidet hier zwei Phasen ihres Studiums: Eine erste, in der sie noch „nicht so zielgerichtet auf irgendwas“ studierte, und eine zweite, in der sie „ziemlich straight=e war“. Hier ist besonders die Schilderung der zweiten Phase von Interesse, in der auch eine politische Perspektive mitläuft. Zum einen findet sich in der Argumentation für das „straighte“ Studieren ein ähnliches Muster wieder wie an anderen Stellen, an denen es um ein Festhalten an eigenen biographischen Projekten geht. Dort werden von anderen Seiten Ansprüche einer bestimmten, weitergehenden Art politischen Engagements an die Protagonistin herangetragen, die sie jedoch zurückweist. Die Beteiligung an „ewige[n] [...] Streikzeiten“ würde ebenfalls dem Erreichen der persönlichen Ziele unter den ohnehin durch die Kinder erschwerten Bedingungen entgegenstehen. Die Protagonistin orientiert sich nicht an dem, was vielleicht politisch wünschenswert wäre, sondern an ihren Möglichkeiten.

Die „Frauengeschichten“, die ebenfalls eine politische Angelegenheit sind, zählen jedoch zu dem „straighten“ Studium. Die Erzählerin konkretisiert sie zunächst über ein vorhandenes Studienangebot; das politische Interesse kann also innerhalb etablierter Infrastrukturen der Universität verfolgt werden. Es ist einer Professorin und einem Fach zuordenbar und es werden Lehrveranstaltungen dazu angeboten. Dieses politische Interesse liegt damit nicht mehr quer zu den vorhandenen Strukturen, sondern lässt sich in sie überführen. Ob dies auch für die anderen „Frauen-Sachen“ zutrifft, bleibt offen; da sie eigens erwähnt werden und diffus bleiben, stehen sie vermutlich für ein Interesse und Engagement, das nicht in universitären Strukturen zu verorten ist und sich daher nicht so einfach benennen lässt. Dass die Protagonistin damit „zu tun gehabt“ hat, zeigt den Ernstcharakter der Angelegenheit an. Es geht um mehr als einen „Kontakt“; wenn man mit etwas zu tun hat, so ist das nicht beliebig, sondern hat etwas von Zuständigkeit für eine Aufgabe.

Das Thema der Magisterarbeit stellt die Erzählerin hier als Konsequenz dieses „Zu-Tun-Habens“ mit „Frauen-Sachen“ dar. Damit wird wiederum ein eigenes politisches Thema in vorgegebene universitäre Strukturen überführt. Seine Bearbeitung bekommt einen von der Institution gegebenen Rahmen, dadurch erhält das Thema aber auch eine bestimmte Reputation. Wissenschaft und Politik werden pragmatisch, möglicherweise auch programmatisch miteinander verknüpft. Ein eigenes Thema im Rahmen

der Magisterarbeit zu ‚verwerten‘ und umgekehrt die Magisterarbeit für ein eigenes Interesse zu nutzen, ist zudem Teil der biographischen Strategie eines „straighten“ Studierens.

Die Evaluation am Ende der Passage greift ein Motiv auf, das zunächst dem wenig verwertungsorientierten Studienbeginn zugeschrieben wurde. Nun charakterisiert die Erzählerin das gesamte Studium als „spannend“, auch die „straighte“ Phase. In der Fortführung der Evaluation liegt der Schwerpunkt jedoch nicht auf „interessanten“, vielleicht etwas exotischen Studieninhalten, sondern darauf, etwas „bewegt“ zu haben. Es geht also um eine eigene produktive Aktivität („gemacht“). Auffällig erscheint, dass damit dieselbe Vokabel aufgegriffen wird, wie im Zusammenhang des Kinderladens bzw. der Kinderladensitzungen. Diesmal formuliert die Erzählerin persönlicher, es ist von einem nicht näher erläuterten „Wir“ statt einem unpersönlichen „Man“ als Subjekt des „Bewegens“ die Rede.

Eine Konkretisierung erhält dieses „Bewegen“ vor allem durch die Schilderung eines „Modellprojekt[s] [...] für benachteiligte Jugendliche“ (26,20f). Gegen Ende des Studiums bindet die erwähnte Professorin die Protagonistin wegen ihres Magisterarbeitsthemas in das Projekt ein. Sie erhält eine Stelle im Rahmen einer wissenschaftlichen Begleitung, deren Ansatz die Erzählerin als „Handlungsforschung“ (26,48) beschreibt. Sie bezieht sich damit auf ein Konzept, das durch seine Verbindung mit der Kritischen Theorie auch eine politische Programmatik beinhaltet. Auch hier gelingt es also, eine politische Perspektive in einen anderen biographisch relevanten Bereich einmünden zu lassen.

Darauf, dass auch die Berufstätigkeit als politisch relevant erachtet wird, weist implizit auch die folgende Passage hin:

ehm also ich war immer so n bisschen auch außerhalb dann noch von meiner Arbeit und diesen Dingen auch noch n\_ in so Gruppen aktiv also hier wie gesagt halt in der Friedensbewegung nochmal und - ja. und war auch immer viel also so diese ganzen Frauengeschichten da sind eigentlich auch immer noch so n paar - von übrig. also wir treffen uns viel noch so. also auch mit den alten Arbeitskolleginnen oder jetzt Sonntag war ich auch grade wieder bei einer - also da ist immer schon noch so n Zusammenhalt da. also von dem vom Studium her und auch was wir so damals meinten bewegt zu haben. (30,38-44)

Zu Beginn dieser Passage werden „Arbeit und diese[n] Dinge[n]“ auf der einen und „so Gruppen“ und „Friedensbewegung“ auf der anderen Seite quasi in einem Atemzug genannt; wenn letztere Bereiche politischen Engagements „außerhalb“ der Berufstätigkeit – hier geht es um das Modellprojekt – angesiedelt werden, so setzt das voraus, dass auch der Berufstätigkeit eine politische Dimension zugeschrieben wird.

Was die Betätigungsfelder „außerhalb“ anbelangt, so fällt auch hier wieder der geringe Grad an Konkretisierung auf. Mit „so Gruppen“, „Friedensbewegung“ und „Frauengeschichten“ ist offensichtlich ausreichend

viel gesagt, weil die Erzählerin davon ausgeht, auf das Vorstellungsvermögen der Rezipientin zählen zu können. Tatsächlich sind es Begriffe, zu denen zumindest stereotype Bilder kollektiv verfügbar sind. Hinter den mittlerweile historischen Labels wird jedoch, sobald die Erzählerin sie benutzt, keine individuelle Erfahrung mehr sichtbar. In der Verkürzung geht die Differenziertheit und Nachvollziehbarkeit verloren. Möglicherweise liegt aber auch in der Verfügbarkeit von Bildern und historischen Labels ein Grund, warum sich die Erzählerin nicht auf eine größere Ausführlichkeit einlässt: Sie würde Gefahr laufen, nur etwas zu wiederholen, was als ohnehin bekannt gilt und worüber ‚ZeitzeugInnen‘ schon viel gesprochen und Bilder erzeugt haben. Die Bezeichnung „Frauengeschichten“ ist eine gewisse ironische Distanzierung von ‚der‘ Geschichte ‚der‘ Frauenbewegung. Obwohl die Erzählerin damit an die historisch gewordene Bewegung anschließt, nimmt sie ihre eigene Beteiligung damit wieder ein Stück weit aus der Aura des Historischen heraus.

Dabei gibt es gerade zu den „Frauengeschichten“ einen aktuellen Bezug, wobei „übrig“ eher nach Relikten aus vergangenen Zeiten klingt. Dass sich die früher an „Frauengeschichten“ Beteiligten nun „noch so“ treffen, markiert den Verlust des ursprünglichen Kontexts. Dieser Kontext besteht zum einen in den politischen Aktivitäten, zum anderen in der gemeinsamen Berufstätigkeit und dem Studium. Beides überschneidet sich hier, wie schon zuvor deutlich wurde. Das Engagement in der Frauenbewegung hatte seinen Rahmen zumindest zum Teil innerhalb der Universität und des Modellprojekts. Auch das Motiv des „Bewegens“ wird wieder in diesem Kontext angesiedelt, das „Wir“ als Subjekt des Bewegens bekommt mit den ehemaligen Arbeits- und Studienkolleginnen ein Gesicht. Hier steht als Ergebnis des gemeinsamen „Bewegens“ jedoch der interne „Zusammenhalt“ an erster Stelle; das darüber hinaus Erreichte erfährt eine Relativierung, indem es an die subjektive Sicht der Beteiligten gebunden wird. Die Behauptung, etwas bewegt zu haben, wird zurückgenommen und die eigene Objektivität in dieser Hinsicht in Frage gestellt. Anders als an Stellen, an denen die Erzählerin ihre Begeisterung darüber zeigt, was „man“ bewegt hat oder was „wir“ bewegt haben, ist es hier offensichtlich nötig, sich gegen einen Nostalgieverdacht zu verwahren oder gar damit zu kokettieren.

Insgesamt zeigt sich an den Treffen mit ehemaligen Studien- und Arbeitskolleginnen, dass neben der Überführung der politischen Aktivität in andere Kontexte (v.a. den beruflichen) die Kontinuität mit den Zeiten des „Bewegens“ über die Beschreibung persönlicher Beziehungen hergestellt wird. Mit weiteren Möglichkeiten einer Fortsetzung des politischen Engagements und seiner Übertragung in einen anderen Kontext nach Verlust des ursprünglichen setzt sich die Erzählerin auseinander, weist sie für sich jedoch zurück:

ehm so weit dass ich dann irgendwie zu den Grünen gegangen bin oder in irgendeiner Partei eingetreten ist es eigentlich nie gekommen. fand ich irgendwie auch nicht - ich glaube ich war nicht gern in in so Organisationen und / I: hm / das war mir dann wieder zu eng. ich fand das schon in der Friedensbewegung zum Teil - eh schwierig. eh ja weil eh das das war dann ir\_ also ich=e glaub ich hab dieses Problem damit wenn eh wenn man dann anfangen muss aus irgendwelchen Gründen so in eine Richtung zu denken ja? also wenn man nicht so - ehm das andere eigentlich nicht mehr zulassen kann. / I: mh / weil die Richtung irgendwie da langgeht. und=e das haben diese Organisationen oder dieses diese Sachen ja / I: mhm / in sich. also ich kann ja nicht alles gut finden. oder alles schlecht finden sondern es is=e gibt ja immer eine bestimmte Richtung und da deswegen glaub ich hab ich mich nie so - eh bin ich nie irgendwo Mitglied geworden / ((lacht)) / (30,46-31,19)

Die Gründung der GRÜNEN wird nicht nur in Theorien der Neuen Sozialen Bewegungen als Institutionalisierung der Studenten-, Frauen-, Friedens- und Umweltbewegung innerhalb fester Strukturen betrachtet (vgl. Brand 1987: 31). Die Popularität dieser Sichtweise ist es möglicherweise, die es der Erzählerin nahelegt, sich mit der Möglichkeit eines Parteieintritts auseinanderzusetzen und zu erklären, warum sie diesen quasi vorgezeichneten Weg nicht vollzogen hat. Die Formulierung, es sei „soweit nie gekommen“, unterstellt zudem, dass die Parteimitgliedschaft eine Art endgültige Form oder Konsequenz politischen Engagements, zumindest ein sichtbarer Ausweis dafür ist. In der Auseinandersetzung mit dieser Möglichkeit argumentiert die Erzählerin wieder nach einem bekannten Muster. Sie stellt der Logik der politischen Betätigung oder anderen von außen kommenden Ansprüchen eine eigene (biographische) Orientierung gegenüber, die das Argument gegen das Sich-Einlassen auf eine vorgezeichnete Logik ist.

Interessanterweise kommt in der weiteren Argumentation zu den Dynamiken der Partei- oder Bewegungspolitik eine grundsätzliche Haltung zum Tragen, die die Erzählerin schon an früheren Stellen des Interviews verdeutlicht hat. Schon in der Schilderung ihrer Auseinandersetzung mit dem autoritären Verhalten des Vaters oder dem Despotismus des Lehrers machte die Erzählerin eine generell autoritätskritische Haltung deutlich, womit sie die Basis für die Konstruktion einer politischen Orientierung legte. Diese Haltung wird nun erneut aufgegriffen in Form einer Verweigerung gegenüber Zwängen, wie sie in „Organisationen“ entstehen. Hier nimmt die Erzählerin zusätzlich eine analytische Perspektive ein, aus der heraus sie Strukturgesetzmäßigkeiten der Institutionalisierung von Bewegungen formuliert, die mit ihrer individuellen Haltung nicht in ein Passungsverhältnis gebracht werden können. Der „Widerstand“ bezieht sich damit auf autoritäre Strukturen generell, auch wenn sie innerhalb politisch engagierter und eigentlich anti-autoritär orientierter Kreise auftreten.

### 11.1.1.6 Resümee

Marlies Arndt macht die Beschreibung autoritärer Strukturen im sozialen Umfeld ihrer Kindheit zum Ausgangspunkt der Rekonstruktion ihrer politischen Orientierung. Sie stellt ihre Reaktion darauf zunächst als eine intuitive Renitenz dar. Der „Protest“ gegen den Vater und der „Widerstand“ in der Schule werden später jedoch auch mit einem Durchschauen der autoritären Struktur und einem Hinterfragen der Legitimität der Machtausübung verbunden. Im Fall des Vaters sieht die Erzählerin dies dadurch begünstigt, dass mit ihm offene verbale Auseinandersetzungen möglich waren. Sowohl die Kritik am Vater als auch die am Lehrer wird außerdem auf die Wahrnehmung von geschlechtsspezifischer Machtverteilung zurückgeführt: Die starke Position des Vaters basiert auf einer traditionellen „Rollenverteilung“ in der Familie, der Lehrer agiert nach einem Schema, in dem Mädchen systematisch diskriminiert werden.

Die intuitive Renitenz wird dann in eine kultivierte Rebellion überführt: Die Protagonistin manifestiert ihren Anspruch auf Selbstbestimmung, indem sie ihren Umgang mit Zeit und ihr äußeres Erscheinungsbild auf eine Weise „kultiviert“, die nicht den Vorgaben des Vaters entspricht, diese sogar offen verletzt. Damit ist, trotz Sanktionen, die Schaffung eines eigenen Gestaltungsspielraums verbunden. An diese Selbstkultivierung als Form des Protests knüpft die Erschließung weiterer Räume an, die einen Kontext für die Opposition zur Herkunftsfamilie und deren Lebensstil aufmachen. Die Wahl der Ausbildung auf der Werkkunstschule ist zugleich eine Absage an das kleinbürgerliche Herkunftsmilieu. Der Kontakt zur Künstlerszene eröffnet Einblicke in eine Welt, in der ganz offen mit Konventionen gebrochen wird.

In gewisser Weise erscheint der Kontakt zur Studentenbewegung als eine Fortsetzung der Verbindungen zur Künstlerszene. Damit erfolgt der Zugang zur politischen Rebellion ebenfalls über die Verbindung mit Kultur. Die Bewegung erscheint in der Erzählung zunächst als eine Art Ereignis im sozialen Umfeld der Protagonistin; die zunehmende eigene Beteiligung der Protagonistin wird über diesen unmittelbaren Kontakt, ein „Zutun-Haben“ mit bestimmten Leuten konstruiert.

Das Verhältnis von eigenen biographischen Projekten und der Beteiligung an der politischen Bewegung nimmt die Erzählerin immer wieder das Thema auf. Zum einen markiert sie Punkte, an denen sie gegen die Dynamik der Bewegung, von der sie sich erfasst sieht, an eigenen Projekten wie dem Studium festhält. Zum anderen sind Engagement in eigener Sache und ein weitergehender gesellschaftspolitischer Anspruch in ihren Aktivitäten miteinander verschränkt. So ist die Kinderladengründung gleichzeitig Teil des Auswegs aus einer biographischen Krise – u.a. weil mit der Organisation der Kinderbetreuung ein Studium möglich ist – und dem Programm einer Veränderung der Gesellschaft durch die Veränderung von

Erziehung verpflichtet. Das eigene Tun bekommt also einen weiter gefassten Kontext, wird argumentativ in größeren politischen Zusammenhängen verortet.

Im weiteren Verlauf der Lebensgeschichte bleibt das als politisch verstandene eigene Tun nicht ausschließlich an den Bewegungskontext gebunden, sondern wird in andere, stärker institutionalisierte Kontexte überführt. Das Studium und die Berufstätigkeit stellen solche Kontexte dar, in denen wiederum das soziale Moment eines gemeinsamen „Bewegens“ von großer Bedeutung ist. Den Wechsel in den ebenfalls stärker institutionalisierten Kontext von Parteipolitik lehnt die Erzählerin dagegen ab – interessanterweise unter Bezugnahme auf autoritätskritische Motive, auf deren Basis sie schon die intuitive Renitenz in ihrer Jugend konstruiert hatte.

### 11.1.2 Thea Cadenberg: „Politisch. Irgendwie so als – magisches Wort“ (7,49)

Wollte man Thea Cadenberg in ein Generationenmodell der Frauenbewegung einordnen, wie es etwa von Stoehr (1995) vorgelegt wurde (vgl. 3.2), so wäre sie aufgrund ihres Alters der sogenannten „Angebotsgeneration“ (ebd.: 101) zuzuordnen. Die folgenden Rekonstruktionen werden ein weiteres Mal zeigen, wie begrenzt solche Typisierungen sind. Zwar spielen „Angebote“ der von der Frauenbewegung geschaffenen institutionellen Strukturen eine große Rolle in dieser Lebensgeschichte, die über weite Strecken als eine Suche nach Kontexten, in denen sich die Erzählerin als politisches Subjekt erfahren kann, konstruiert ist. Wie sich im Folgenden zeigen wird, umfasst eben diese Selbstkonstitution als politisches Subjekt jedoch mehr als eine Nutzung von Vorgefundenem – nämlich aktive Gestaltung und Einflussnahme.

#### 11.1.2.1 Faszination des „Alternativen“

Wie Marlies Arndt legt auch Thea Cadenberg bereits in den Erzählungen über ihre Jugend ‚Spuren‘, die auf ihr späteres „Politisert“-Werden (16, 17) zulaufen. Sie tut das mit deutlicheren Bezugnahmen auf politische Inhalte und vor allem in anderer Form als Marlies Arndt. Zu Beginn des Interviews erzählt sie von ihrer eigenen ‚Spurensuche‘ nach der Entstehung ihres „Politisch“-Seins:

dann hab ich auch viel so mich immer so n bisschen öko gefühlt / ich hab gestern noch in meinen alten Unterlagen gewühlt ((schmunzelnd)) / und hab gedacht hab ich mir eigentlich nur eingebildet ich hätte mich so öko und alternativ gefühlt oder hab ich auch mich irgendwie hab ich mich so verhalten. hab dann gesehn dass ich mir ganz viel Greenpeace-Broschüren angefordert hatte und auch sonst irgendwie ehm ich hab noch so andere Sachen gefunden ich weiß es gar nicht mehr genau - also zumindest - hab ich mich zumindest irgendwo mal informiert

also so - ich hab nie was getan tatsächlich aber ich war so - man könnte ja mal dies und jenes eigentlich tun. (2,38-45)

Die Erinnerung, sich „öko gefühlt“ zu haben gibt in ihrer Unkonkretheit Anlass zur Schilderung eines aktuellen Rekonstruktionsversuchs der eigenen Vergangenheit. Es wird nach handfesten Belegen für etwas gesucht, worauf das erinnerte Gefühl referiert; in der Retrospektive ist fraglich geworden, ob das Gefühl berechtigt oder nur „eingebildet“ war. Der Maßstab, der für die Berechtigung des Gefühls angelegt wird, ist das „Verhalten“. Damit wird ein gegenwärtiger reflektierter Anspruch an die Vergangenheit herangetragen. Was zum Vorschein kommt, ist ein Zwischending, das die Erzählerin halb kritisch, halb wohlwollend bewertet, nämlich die Informiertheit und die Option „man könnte ja mal dies und jenes eigentlich tun.“ Dies macht die Erzählerin an etwas ganz Materiellem fest: In den „Greenpeace-Broschüren“ konkretisiert sich symbolisch der Inhalt der Vokabel „öko“. Sich so zu „fühlen“, konnte mit dem Rückgriff auf vorhandene Labels und Programme von existierenden Institutionen verbunden werden. Der Beginn einer politischen Sensibilität lässt sich damit als ein zaghaftes Sich-Ausstatten mit Informationen und Programmatiken rekonstruieren, die das Eintreten für ein bestimmtes politisches Anliegen konkreter machen. Es ist also etwas vorhanden, an dem sich – damals und im Rückblick – ein „Sich-öko-Fühlen“ festmachen lässt.

Diese sorgfältige Suche nach den Wurzeln oder ersten Anzeichen einer politischen Orientierung zeigt, dass die Erzählerin dem, was sie hier grundgelegt sieht, große Bedeutung beimisst. Auch eine weitere Episode, an die sie sich anlässlich des Interviews wieder erinnert, hebt die Erzählerin als „was total Wichtiges“ (6,13) hervor. Die Episode handelt von der Bekanntschaft mit einer anderen 14jährigen, die sie als „total cool“ und „irgendwie so frauenengagiert“ beschreibt (5,2). In der dazugehörigen Hintergrundkonstruktion über die unterschiedlichen schulischen Umgebungen der beiden Mädchen taucht bereits ein Muster auf, das im Zusammenhang mit der Entwicklung einer politischen Orientierung immer wieder relevant gemacht wird:

in Tefurt gabs zwei Gymnasien / I: mh / wir waren das nette adrette spießige evangelische elitäre - und die andern waren halt so das rote Gymnasium - und das hat mich schon auch immer fasziniert so. ich hab Leute gekannt die sahen alle toller aus das war alles so - alternative Schluffis irgendwie auch Frauen mit gefärbten Haaren und sowas also ganz anders als bei uns. (4,30-35)

In dieser Hintergrundkonstruktion werden die Differenzlinien zwischen dem Gymnasium, das die Protagonistin besucht, und dem anderen Gymnasium einerseits als politische Differenzlinien („elitär“ vs. „rot“) und zugleich über sehr konkrete stilistische Merkmale des äußeren Erscheinungsbilds der SchülerInnen identifiziert („adrett“ und „spießig“ vs.

„Schluffis“ und „Frauen mit gefärbten Haaren“). Die Wertung der Erzählerin ist eindeutig. Das „Nette“ der eigenen Schule wird ironisiert, der Stil der anderen Schule wird explizit als „faszinierend“ und „toller“ gewertet. „Faszinierend“ scheint hier schon das „Alternative“, die Abweichung an sich zu sein; allerdings ist auch klar, dass die äußerlichen Selbstinszenierungen eine politische Positionierung bedeuten und inhaltliche Botschaften enthalten, die jedoch keine weitere Erläuterung erfahren.

Die Bekannte, deren Einführung der Anlass für die Hintergrundkonstruktion ist, nimmt die Protagonistin in das örtliche Jugendzentrum und zu einem Seminar „Frauen Männer Körpersprache“ mit (5,2ff).

und es waren nur diese ganzen coolen - Frauen da - halt vom andern Gymnasium - ich glaub es war nur für Frauen ich weiß es gar nicht mehr die sind mir zumindest in Erinnerung geblieben - und ich konnts die ganze Zeit nicht fassen echt dass ich mit denen da sein durfte so dass ich so / I: mh / in diesem in diese Welt auf einmal reingekommen bin. ja dann haben wir da auch viel gemacht und ich fands auch ganz spannend und dann abends zusammen gekocht und so und - dann war auch noch Party ja. (5,8-16)

Die Erzählerin zeigt sich hier von dem Erlebnis des Seminars nachhaltig beeindruckt; im Vordergrund stehen jedoch wiederum nicht dessen Inhalte, etwa Einsichten über Strukturen des Geschlechterverhältnisses, die eine ‚politisierende‘ Wirkung hätten haben können. Es sind vielmehr „diese ganzen coolen Frauen“ und damit die (vorübergehende) Zugehörigkeit zu ihnen, die die Protagonistin faszinieren. Die Erzählerin fasst dies mit der Metapher einer „Welt“, zu der sie unvermutet einen Zugang erhält, den sie als Privileg begreift. Der Zugang zu dieser Welt beschränkt sich nicht auf Anwesenheit, sondern im gemeinsamen Tun ist von einem „Wir“ die Rede, dem die Protagonistin sich zurechnen kann.

Diese Zugehörigkeit bleibt jedoch begrenzt und geht mit dem Kontakt zu der Bekannten wieder verloren. Die Erzählerin beendet die Episode mit einem aufschlussreichen Bild:

also es war so als wenn ich so die Tür geöffnet hätte aber es hat nicht ganz geklappt und ich bin wieder wieder / I: mh / rausgefallen so und musste erstmal echt noch n paar Jahre warten. bis das nochmal so weit ging. (5,23-27)

Mit dem Bild der Tür wird die Raummetaphorik wieder aufgegriffen, derer sich die Erzählerin in ähnlicher Weise mit dem Bild einer anderen, neuen „Welt“ bedient hat. Wie in der Episode über das Seminar ist hier der Auslöser für die Begegnung mit Neuem nicht ihre eigene Aktivität, sondern die metaphorische Tür öffnet sie wie von Zauberhand und gibt den Blick auf einen Raum frei, der jedoch nicht dauerhaft betreten werden kann. Ebenfalls ohne selbst Einfluss darauf nehmen zu können, ist die Protagonistin „wieder rausgefallen“. Das jahrelange Warten auf ein erneutes Öff-

nen der Tür und ein Vordringen in den faszinierenden Raum muten fast mythologisch an. Darin liegt auch ein schicksalhafter Zug; dass sich der Zugang wieder eröffnet, wird an dieser Stelle sozusagen zur Verheißung.

Erzählerisch wird damit eine Spur zu Späterem gelegt; die Protagonistin hat mittlerweile Zugang zu dieser Art von Räumen. Die Episode erlangt im Nachhinein Bedeutung, weil sie sich als Hinweis auf die später eingeschlagene Richtung lesen lässt, und wird nun als eine Art richtungweisende Markierung oder Meilenstein für die Dramaturgie der biographischen Erzählung eingesetzt.

Eine weitere Episode, die diesen Charakter eines Meilensteins bekommt, weil sie auf Späteres verweist, schildert die Erzählerin im Zusammenhang eines Aufenthalts in Lateinamerika nach Beendigung ihrer Lehre, wo sie unter anderem die Familie eines ehemaligen Austauschschülers besucht.

und hatte dort auch zum ersten Mal ehm - so das war halt die Familie eh war halt sehr sehr reich - und ich hab dort zum ersten Mal verstanden was eigentlich diese ganze Dritte-Welt-Problematik will. also hab gesehn dass es da ziemlich schlimm und arm aussieht und diese Familie war mir ziemlich schnell klar die haben schon ne Ausnahmestellung die gehören zu den absoluten upper Tausend nicht mal Zehntausend wahrscheinlich - und ich hab halt in der Zeit ehm - war ich mit nem Schwarzen auch befreundet nem schwarzen Amerikaner - und ich bin bei der Familie nur am Anfang gewesen dann war ich allein unterwegs und dann nochmal am Ende und hab das denen dann irgendwann in meinen Reisebeschreibungen so erzählt was ich alles gemacht hab und die haben mich unterbrochen und haben gesagt ehm - wie n Schwarzen. ich sag ja eh n Schwarzen. und das fanden die halt ganz ganz schlimm und meinten wie mir sowas einfallen könnte und wie ich denn sowas tun könnte mich mit nem Schwarzen abgeben - und das war für mich auch n ganz krasser Moment wo ich so gedacht hab / I: mh / okay. also ich hab vorher gehört das es rassistisch Rassismus gibt - aber ne? das war einfach abstrakt ich hab noch nie jemanden vorher gesehn der sowas sagt. (15,2-17)

Die Erzählerin rekonstruiert hier sozusagen ein Schlüsselerlebnis – ein Ereignis, durch das sich ihre gewohnte Sicht der Dinge einschneidend ändert. Diese Veränderung konzentriert sich in dem „ersten Mal“ bzw. dem „krassen Moment“; sie wird nicht als ein Prozess rekonstruiert, sondern als eine quasi blitzartige Erkenntnis. Diese kommt aufgrund der Massivität der Kontraste zustande, die die Protagonistin wahrnimmt. Die allgemeine Armut auf der einen und die „Ausnahmestellung“ der reichen Gastfamilie auf der anderen Seite machen ihr plötzlich etwas begreiflich, was zuvor als „diese ganze Dritte-Welt-Problematik“ nur eine theoretische Einsicht war. Ebenso ist es mit dem Rassismus, von dem die Protagonistin „vorher gehört“ hat, und der nun in der Ablehnung des schwarzen Freundes durch die Gastfamilie exemplarisch ganz offen zutage tritt. Was zuvor „abstrakt“

war, wird nun konkret und persönlich, und die Erzählerin ist auch ganz persönlich involviert.

Die Involviertheit der Erzählerin ist in beiden Fällen, dem des Gefälles zwischen Reich und Arm und dem des Rassismus der Weißen, kompliziert gelagert. Die Protagonistin ist nicht selbst von Armut oder Rassismus betroffen. Sie steht zunächst auf der Seite der Profiteure; als Gast bei einer reichen Familie und als Weiße wird sie von den RassistInnen akzeptiert und ebenfalls zu einem rassistischen Verhalten aufgefordert. Ihre Positionierung erfolgt jedoch durch die Aufmerksamkeit für die „Dritte-Welt-Problematik“, die die ungerechte Verteilung von Reichtum skandalisiert, und die Ablehnung von Rassismus. Das politische Statement speist sich nicht aus der eigenen Betroffenheit oder Verteidigung von Privilegien, sondern beruht auf einer theoretischen Überzeugung, die angesichts der konkreten Manifestierung von Ungerechtigkeit und Rassismus durch den unmittelbaren Erfahrungsbezug aktiviert wird.

Als Grundlage eines Politisierungsprozesses, um den es hier geht, unterscheidet sich dies von der zuvor beschriebenen Faszination von „alternativen“ und „linken“ Personen und Kontexten. Die geschilderte Erfahrung ist anders als etwa bei der Berührung mit einer alternativen Szene ganz klar eine negative, bedrückende und empörende. Es ist aber auch keine Erfahrung einer unmittelbaren eigenen Betroffenheit von Diskriminierung oder Unterdrückung, die häufig als Motor politischen Engagements unterstellt wird. Es ist die Empörung über die Diskriminierung und Unterdrückung anderer, die hier zum Schlüsselerlebnis wird.

### 11.1.2.2 „Politisiert“ durch „Kontakt“

Im weiteren Verlauf des Interviews ist es vor allem die ‚Verheißung‘ einer faszinierenden Welt und der Zugehörigkeit zu ‚alternativen‘ Kreisen, an die die Erzählerin anknüpft. Das Motiv des ‚Politisch‘-Seins wird zunächst im Kontext des ersten Anlaufs zu einem Studium weitergeführt:

aber witzigerweise war dreiundneunzig gleich dieser große Studentenstreik. / I: ah ja / da bin ich gleich reingeraten weil ich halt immer schon Lust hatte - mich politisch zu betätigen. aber ich wusste nie wie. ich hab einfach nie n Einstieg gefunden. aber es war immer im Kopf ich will - will was machen. politisch. irgendwie so als - magisches Wort. und da hab ich mich gleich ziemlich reingestürzt also Plakate mit gemalt und dann da ich fands einfach schon toll mit den andern - ja s waren vor allem so Freaks die da halt auch ehm mit Pallituch und sowas und Hängepullovern - da halt ehm auch Plakate gemalt haben ich fand einfach die Atmosphäre und von den Leuten das das sind eigentlich die mit denen ich zu tun haben will. (7,45-8,3)

Das mittlerweile ‚historische‘ Ereignis des ‚großen Studentenstreiks‘ wird hier zur konkreten Gelegenheitsstruktur, in der die Erzählerin die Realisie-

nung einer Disposition verortet. Diese Disposition, sich „politisch zu betätigen“, führt sie zwar ausführlich ein, füllt sie aber inhaltlich nicht näher. Die Formulierung „politisch. irgendwie so als - magisches Wort“ trifft diesen Sachverhalt sehr gut, weil es sowohl die inhaltliche Leerstelle als auch die Anziehungskraft des nicht genauer zu Definierenden einfängt. Obwohl sich das „Politisch“-Sein im Folgenden vor allem im Tun konkretisiert und implizit auch klar wird, dass es eine bestimmte inhaltliche Ausrichtung hat, auch wenn diese unbenannt bleibt, steht hier wieder die soziale Integration im Vordergrund. Dabei fungiert, wie schon zuvor, ein bestimmtes äußeres Erscheinungsbild mit einschlägigen Accessoires als Erkennungszeichen. Die Beschreibung eines bestimmten Habitus und eine konkrete politische Aktivität werden hier einander zugeordnet. Die äußerliche Manifestation des „Politisch“-Seins über bestimmte Symbole bzw. über diesen Habitus, das politische Engagement und die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die dann nicht mehr nur über das gemeinsame politische Anliegen, sondern auch eine „Atmosphäre“ definiert ist, sind hier untrennbar miteinander verwoben.

Nach dem Abbruch des Studiums schildert die Erzählerin die Ausbildung als Kauffrau und die damit verbundenen Auslandserfahrungen vor allem unter dem Aspekt ihres „Anders“-Seins, ihrer Abweichung von den „Normalos“ (12,2) und der Bestätigung dieser Abweichung durch andere (vgl. 10.2.3.2). Danach wird das Label „politisch“ wieder zur Orientierung für die weitere Entwicklung aufgenommen. Bei der Entscheidung für ein Studium bzw. einen Studienort ist dies ein wichtiges Argument: „Und vor allen Dingen wurde so gesagt Aberg ist ne ganz linke politische Uni. ich so ja. ich will einfach endlich mal sowas - / I: mh / Kontakt dazu kriegen“ (14,26ff). Mit diesem „Kontakt dazu kriegen“ wird ein Programm formuliert; dieses geht davon aus, dass das „Politische“, das zuvor als „magisches Wort“ eine nicht näher zu identifizierende Versprechung beinhaltete, an einem bestimmten ‚Ort‘ tatsächlich auffindbar ist.

Dass der „Kontakt“ hier gezielt gesucht werden soll, stellt einen interessanten Unterschied zur ‚politischen Biographie‘ von Marlies Arndt dar, in der der „Kontakt“ ebenfalls eine zentrale Rolle spielt. Jedoch geht bei ihr das politische Interesse nur zum Teil der Suche nach Kontakten voraus (wie etwa im Fall der Kinderladengründung). Den Beginn ihrer Politisierung konstruiert sie eher als auf zufälligen Kontakten zu ganz konkreten Menschen beruhend, aus denen heraus eine gemeinsame politische Praxis entsteht. Thea Cadenberg dagegen folgt in ihrer Formulierung eher einem intentionalen Schema, das in gewisser Weise eine Politisierung oder zumindest eine politische Sensibilisierung bereits voraussetzt; ihr fehlen lediglich Anknüpfungspunkte für eine inhaltliche Konkretisierung und soziale Verankerung des „Politischen“, um aus dem „magischen Wort“ eine Realität zu machen.

Die Schilderung des Studienbeginns in Aberg orientiert sich an diesem Programm und beschreibt mehr oder weniger seine Einlösung. Die Erzählerin hält zunächst fest: „S war ganz toll. es war wie ichs mir vorgestellt hab“ (15,38) und belegt dies mit ihrer Auswahl von Seminaren, unter denen „eigentlich nur so politische Sachen was weiß ich dritte Welt The\_Thematik ganz viel Lateinamerika“ (15,41f) sind, und mit der erfolgreichen Suche nach einem „politische[n] Tutorat“ (15,43), das sich als „Einstieg eigentlich in die richtigen - Leute so in Aberg“ (15,47) erweist. Damit kann, wie in 10.2.3.3 beschrieben, ein Passungsverhältnis zwischen Ausbildung, Konkretisierung des biographischen Projekts eines politischen Engagements und sozialer Zugehörigkeit hergestellt werden.

Der „Kontakt“ bekommt jedoch auch eine Eigendynamik, die über das intentional Anvisierte hinausgeht:

ehm die [Mitglieder des politischen Tutorats, C.T.] waren halt auch feministisch drauf das war zum ersten Mal so aaah / ((lacht)) / da irgendwie da sind welche. und der Witz war es tat mir auch so gut mit Frauen zu tun zu haben weil ich hatte in meiner WG sehr viel Männer - / I: mh / war hat sich halt so ergeben und irgendwann hab ich gemerkt das is komisch. und in diesem Tutorat ehm waren halt fast nur Frauen und einfach auch frauenbewusste Frauen und das war so wie - wow - fallen lassen. s war so richtig gut mal - ehm - ja einfach mal wieder so - so normal sein zu können oder so. auch so anregend mit den\_ mit denen zu sein. (15,50-16,8)

Die Identifizierung der Tutoratskolleginnen als „feministisch drauf“ wird hier wie eine Entdeckung einer seltenen, bislang nur vom Hörensagen bekannten Spezies inszeniert, was dem Ganzen auch eine gewisse Komik verleiht. Es setzt voraus, dass die Protagonistin durchaus eine Vorstellung davon hat, was „feministisch“ bedeutet, allerdings in einer abstrakten Form, der jetzt sozusagen die personifizierte Form („welche“) gegenübergestellt wird. Dabei bleibt jedoch eine Spannung bestehen zu der Beschreibung der entsprechenden Personen als „auch feministisch drauf“; sie sind nicht einfach die Feministinnen, wie sie, bildlich gesprochen, ‚im Buche stehen‘ und entsprechen nicht einfach einem Typus, von dem sich die Protagonistin aus dem sprichwörtlichen ‚Buche‘ eine abstrakte Vorstellung gemacht hat. „Feministisch“ ist nur ein Teil ihrer Charakterisierung, und sie sind nicht einfach Feministinnen, sondern sie sind so „drauf“, nehmen also eher eine bestimmte Haltung ein. Damit ist die Metaphorik der Entdeckung einer seltenen Spezies in sich relativiert.

Bei der Erklärung des „Witzes“, der Pointe dieser Entdeckung wird dann nicht mehr auf die Kategorie „feministisch“ Bezug genommen, sondern diese wird sozusagen übersetzt und mit einer bestimmten Erfahrung konkretisiert. Die Übersetzung, die in der Beschreibung der Erfahrung geleistet wird, ist das Relevantmachen der Geschlechterkategorie und die explizite Bezugnahme auf Frauen in einem positiven Sinn. Erfahrungen im

privaten Bereich (WG) bzw. ‚private‘ Empfindungen in einem (halb-)öffentlichen Bereich (Tutorat an der Universität) werden über die Geschlechterkategorie sortiert und kontrastiert. Das macht die „komischen“ Gefühle, die mit der Gegenwart von Männern verbunden sind, deutbar und in bestimmter Weise relevant. Über die weitergehende Kategorisierung der Frauen, mit denen die Erzählerin gute Erfahrungen verbindet, als „frauenbewusst“ wird eine reflexive Ebene eingezogen, die die Erklärung für die guten Erfahrungen liefert. „Frauenbewusst“ könnte hier als ein anderes Wort für „feministisch“ gelesen werden; es stellt jedoch neben der Kritik an einem hierarchischen Geschlechterverhältnis noch deutlicher die positive Identifizierung und reflektierte Bezugnahme auf die Gemeinsamkeit von Frauen in den Vordergrund.

Diese Reflektiertheit und Programmatik bildet in der Konstruktion der Erzählerin die Grundlage für einen sozialen Kontext, an dem sie in einer überraschenden Entspannung partizipieren kann. Wiederum geht es hier um eher ‚private‘ Empfindungen, obwohl „frauenbewusst“ ebenso wie „feministisch“ in erster Linie politische Kategorien sind. Doch dies spiegelt möglicherweise schon die programmatisch enge Verbindung von Persönlichem und Politischem wider, die in diesen Ansätzen mitgedacht ist. Das persönliche Empfinden im Kreise anderer, die mit diesem Ansatz operieren, kann sozusagen als Bestätigung des Erfolgs ihrer ‚Mikropolitik‘ gelesen werden.

Die ‚privaten‘ Empfindungen bringt die Erzählerin jedoch auch mit der anderen Seite der Programmatik, mit einer politischen Aktivität in Verbindung:

also ich glaub ich bin in dieser Zeit in wenigen Monaten von von Null auf Hundert politisiert worden - ehm grade auch diese Frauensachen es gab da n Frauenraum an der Uni und irgendwie bin ich dann halt auch durch die Frauen da hingekommen - und fand das halt immer schon eigentlich spannend aber ich hab da nie richtig Kontakt gehabt. und da hab ich mich dann echt gleich ganz reingestürzt. so ja und dann mitmachen und so und - hab im Grund auch schon nach vier Monaten selber in der Uni gestanden und Kaffee ausgeschüttet für die Nächsten - weiß ich nicht für irgendwelche Diskussionsveranstaltungen oder so also war gleich so alles mitmachen. (16,16-22)

Die Erzählerin reflektiert hier ihre Erfahrungen ganz explizit als ein „Politi-siert-Werden“ und verwendet damit einen Begriff, der mit einem bestimmten Genre von Geschichten verbunden ist. Menschen, die von sich sagen, sei seien politisiert (worden) oder etwas habe sie politisiert – im Zusammenhang mit Personen sind nur Satzkonstruktionen möglich, in denen diese das Objekt sind – können in der Regel darüber Auskunft geben, aus welchem Anlass oder durch welche Erfahrungen sie zu politisch denkenden und agierenden Menschen wurden. Dahinter steht ein Konzept der Genese eines Selbstverständnisses als politisches Subjekt in einer konkre-

ten biographischen und ggf. historischen Situation, in der eine Art Initialzündung geschieht und Bewusstwerdungsprozesse auslöst. Dieses Geschehen gilt damit als reflexiv zugänglich und datierbar.

Auch hier wird mit diesem Konzept gearbeitet. Dabei verwundert es zunächst, dass von einer Politisierung „von Null auf Hundert“ die Rede ist, nachdem die Erzählerin schon zuvor immer wieder ihre Sensibilität und ihr Interesse an „Politischem“ betont hat. Was sie hier beschreibt, unterscheidet sich jedoch in zwei wesentlichen Punkten vom Vorhergehenden: Es existiert ein tragfähiger sozialer Bezug zu Personen, die „Politisches“ repräsentieren, und die Protagonistin wird selbst zur Akteurin. Damit ist das Vorgezeichnete realisiert, die zuvor formulierten Wünsche werden eingelöst.

Der erste Schlüsselbegriff in diesem Zusammenhang ist „Kontakt“. Was zuvor gefehlt hat, bedingt nun die Politisierung. Zu den „Frauensachen“ und dem „Frauenraum“ entsteht ein Kontakt durch ganz konkrete Personen, durch „die Frauen“, von denen zuvor die Rede war. Alles wird miteinander verbunden durch einen inhaltlichen Bezug, der mit dem Label „Frauen“ überschrieben, aber nur unzureichend konkretisiert ist. Es weist auf eine dahinterstehende Programmatik hin, die zuvor in Zusammenhang mit dem Begriff „frauenbewusst“ umschrieben wurde. Der Bezugspunkt der Politisierung liegt also im weitesten Sinne in einer kritischen Auseinandersetzung mit bestehenden Geschlechterverhältnissen und in dem Bemühen um deren Veränderung u.a. durch die positive Bezugnahme auf die Kategorie „Frauen“.

Der zweite zentrale Begriff ist „mitmachen“. Die Erzählerin illustriert ihn, indem sie mit dem Bild des „Reinstürzens“ und der Betonung des kurzen Zeitraums der Entwicklung die Dynamik ihrer Aktivität veranschaulicht. Das Beispiel des Kaffeeausschanks bei „irgendwelchen Diskussionsveranstaltungen“ macht eher die sinnliche und soziale Qualität des Aktivseins anschaulich als seine politisch-inhaltliche Seite; es zeigt aber auch, dass die Aktivität als Mit-Machen auf etwas bereits Vorhandenes bezogen ist, an das die Protagonistin anschließen und darin eine der Funktionen ausfüllen kann, mit der sie als Neuling nicht gleich im Rampenlicht steht. Das Mit-Machen findet innerhalb eines bestehenden Kontexts statt, der über Personal („die Frauen“), Infrastrukturen („Frauenraum“) und eine etablierte Praxis des Politik-Machens („Diskussionsveranstaltungen“) verfügt. Die Protagonistin greift darauf zurück und wendet sich ihrerseits an „die Nächsten“, die ebenfalls damit in „Kontakt“ kommen.

Dieser Rückgriff auf Vorhandenes erweist sich auch, was die Inhalte der politischen Positionierung betrifft, als Strukturmerkmal des Zusammenhangs, den die Erzählerin beschreibt. Sie berichtet von einer „Frauen\_ruppe / I: mh / so wo wir halt feministische Texte gelesen haben drüber geredet haben so was macht das mit uns und können wir uns das vorstellen“ (17,25ff). Das beschriebene Vorgehen unterscheidet sich deutlich

vom Konzept der Consciousness Raising Groups, das Ende der 1970er Jahre in der Frauenbewegung Verbreitung fand. Dieses zielte darauf ab, bei den Erfahrungen der Einzelnen anzusetzen, diese in der Gruppe zu vergleichen und schließlich zu theoretisieren (vgl. Allen 1972; Wagner 1973). Die Praxis, die die Erzählerin hier beschreibt, geht den umgekehrten Weg. Es wird von „feministischen Texten“ ausgegangen und ein Abgleich mit eigenen Erfahrungen versucht; der Auseinandersetzung mit Theorien wird sogar ein Einfluss auf das eigene Erleben oder auf die Herstellung von Erfahrung zugeschrieben („was macht das mit uns“). Ähnlich wie die Möglichkeit eines Rückgriffs auf bestehende Infrastrukturen besteht also hier die Möglichkeit der Rezeption von verfügbaren Inhalten, Theorien oder Programmatiken.

### 11.1.1.2.3 „Politisch“ als Orientierungsmaßstab für Zusammen-Leben und Berufs-Leben

Die Kategorie „Frauen“, auf die die Erzählerin zuvor in der Beschreibung ihrer „Politisierung“ Bezug nimmt, erhält im Folgenden auch eine Relevanz für andere Entscheidungen:

ja ich bin dann umgezogen hab dann lange gesucht und bin dann tatsächlich in ner Frauen-WG und zwar in ner explizit Frauen-WG ehm f\_ also lesbisch bise-  
xuell hetero so ungefähr also ehm haben sie mich halt damals gefragt was also es  
wär schon wichtig zwei von ihnen leben ganz klar lesbisch und das wär schon so  
ne WG wo auch nicht nur - jetzt die ganze Zeit Männerbesuch toll sei also es wär  
schon - mit Einschränkungen. und für mich war das aber alles toll ich wollte bloß  
/ I: mh / ich wollte voll auch in diese Frauenszene rein. (16,27-33)

Mit der Erwähnung des Umzugs scheint nach der Geschichte der Politisierung zunächst ein anderer Kontext aufgemacht zu werden, nämlich der des Zusammen-Lebens, ein in der klassischen Zweiteilung eher dem Privaten zugeordneter Kontext. Doch schon der unmittelbare Anschluss an das Politisierungsthema und die Hervorhebung der Kategorie „Frauen“ verweist darauf, dass beides miteinander assoziiert ist. Der Verweis, dass es sich bei der sorgfältig ausgewählten neuen WG um eine „explizit Frauen-WG“ handelt, macht deutlich, dass das Zusammen-Leben mit Frauen hier Programm ist und einen bestimmten Hintergrund hat, der mit der „Politisierung“ in Zusammenhang steht. Zu der affirmativen Bezugnahme auf Frauen-Sein als Grundlage des Zusammen-Lebens kommt die Thematisierung von sexueller Orientierung als eine zusätzliche, noch exklusivere gemeinsame Zentrierung auf die Kategorie „Frauen“ hinzu. Mit der Erklärung ihrer Motivation, über die WG Zugang zur „Frauenszene“ zu bekommen, wird die WG und die Positionierung der Erzählerin noch deutlicher in den Zusammenhang einer bestimmten Programmatik gestellt, die Privates mit Politischem verbindet. Durch den Verweis auf die „Frauenszene“ verortet die

Erzählerin das, worüber sie spricht, im Rahmen einer ganz bestimmten Ideologie, die sie aber nicht näher zu erläutern braucht, weil sie (mindestens bei der Interviewerin) Hintergrundwissen darüber unterstellen kann, das mit den verwendeten Begriffen verbunden ist.

Das Label „Frauen-“ erhält in dieser Passage eine Art Orientierungsfunktion, es wird sozusagen zum Kompass für die Bewegung in eine bestimmte Richtung, die nicht nur in einem im engeren Sinne politischen Kontext stattfindet, sondern auch in anderen wie dem Kontext des Zusammen-Lebens. Über die Kategorie „Frauen-“ werden auch andere Teile des Lebens „politisiert“, bekommt die Politisierung eine ‚ganzheitliche‘ Dynamik. Wie ein Kompass orientiert „Frauen-“ die Suche nach sozialen Räumen, in denen gemeinschaftlich eine politische Programmatik lebbar und praktizierbar wird. Interessant ist dabei, dass dafür nicht in erster Linie etwa negative Erfahrungen als Motivation genannt werden, sondern die Zustimmung zu einem ideologischen, politischen Programm, positive Erfahrungen mit seiner Umsetzung oder eine Faszination.

Ähnlich wie „Frauen-“ organisiert auch das Label „politisch“ die Erklärung von Motiven für erzählte Handlungen und die Evaluation von Erfahrungen. So resümiert die Erzählerin ihren Studienaufenthalt in Spanien unter diesem Aspekt: „Ich hab mich für die falsche Stadt entschieden. [...] da=e war nix los da war politisch nix los obwohl ichs verzweifelt gesucht habe“ (19,41ff). Das „Politische“ wird jedoch nicht nur im Rückblick zur Erklärung der Erfahrungen relevant gemacht, sondern es wird, ebenso wie oben „Frauen-“, auch als Leitfigur des damaligen Handelns eingeführt: Die Protagonistin hat es „verzweifelt gesucht“. Die Erzählerin macht die Suche nach Räumen, in denen politische Perspektiven auf bestehende Realitäten in eine soziale Praxis umgesetzt werden, zum roten Faden ihrer Erzählung, bewertet und ordnet von diesem Motiv aus ihre Erlebnisse und macht sie dadurch zu Erfahrungen.

Darauf aufbauend kann die Erzählerin einen Entwurf formulieren, wie sie leben möchte, was sie tun möchte und was nicht, mit welchen Leuten sie zusammen sein möchte und welchen Erfahrungen sie sich aussetzen will. Das gilt auch in Spanien wieder für die Suche nach einer Wohngemeinschaft, also sozusagen kontextübergreifend. In der WG, in die die Protagonistin letztendlich einzieht, „wohnten halt ne ältere Deutsche, die war so - über 30 und nen knapp 50jähriger Spanier und beide sahen total alternativ aus ja? und die Wohnung war auch so richtig schön alternativ. und ich hab mich gleich wohlgefühlt“ (20,1-3). Die Entscheidung gegen eine andere WG wird folgendermaßen begründet: „Das war so ne total gefühllose - langweilige Studi-WG und ich hab gedacht vielleicht hab ich mir mit denen auch gar nichts zu sagen und das sind vielleicht so ganz normale Spanierinnen“ (20,8-10). „Alternativ“ versus „normal“ dient hier, ebenso wie „politisch“, als eine Art Raster, das eine Bewegung im sozialen Raum orientiert bzw. im Rückblick die Motivation dazu erklärt. „Alternat-

tiv“-Sein als gemeinsame Basis ist der Garant für ein Gelingen des Zusammen-Lebens, und dies wird hier ausdrücklich auf der emotionalen Ebene festgemacht: Es geht der Erzählerin darum, sich „wohlzufühlen“, bzw. kann ihrer Erfahrung nach Zusammen-Leben nicht funktionieren, wo dafür keine Gefühle aufgebracht werden. Damit wird eine Brücke von der Programmatik des „Alternativen“ mit ihren vielen, u.a. politischen Dimensionen zur Qualität konkreter zwischenmenschlicher Beziehungen geschlagen.

In der weiteren Schilderung der WG belegt die Erzählerin die Tragfähigkeit dieser Orientierung an der Kategorie „alternativ“ und die des Brückenschlags zur persönlichen Beziehungsebene. Sie resümiert zunächst: „Wir waren einfach auf einer Wellenlänge“ (20,21). Dann charakterisiert sie ihre MitbewohnerInnen aber vor allem über ihre explizit politische Vergangenheit – die Mitbewohnerin als eine der „Frauen aus dieser 80er Bewegung“ (20,25) und den Mitbewohner als politisch Verfolgten der Franco-Diktatur. Politisch-Sein und zwischenmenschliche Beziehung sind hier also aufs Engste verknüpft.

Die Kategorie „alternativ“ wird auch noch in anderen Kontexten zur ‚Sortierung‘ von InteraktionspartnerInnen herangezogen. So erfolgt darüber eine Charakterisierung der beiden wichtigsten Freundinnen, die die Protagonistin während ihres Spanienaufenthalts gewinnt: Obwohl „die beiden [...] längst nicht so alternativ wie ich“ (21,18) und „überhaupt nicht feministisch irgendwie engagiert“ (21,23f) sind, rekonstruiert die Erzählerin als Grundlage der Freundschaft eine gemeinsame Art, mit den Zumutungen geschlechterstereotypisierender Interaktionsschemata zwischen spanischen Männern und ausländischen Studentinnen umzugehen. Das Beispiel der Freundinnen macht deutlich, dass die Kategorisierung sozialer Beziehungen nach der Ausprägung einer gemeinsamen weltanschaulichen Basis zwar in unterschiedlichen Kontexten Anwendung findet. Gleichzeitig ist sie aber relativ flexibel, und es können auch dort Anschlussmöglichkeiten gesucht werden, wo keine einschlägige „politische“ Orientierung der BeziehungspartnerInnen vorhanden ist.

Das Orientierungsmuster wird im weiteren Verlauf auch im Zusammenhang einer erneuten Studienortwahl verwendet; bei der Suche nach für die Protagonistin und ihren Freund geeigneten gemeinsamen Studienorten fällt Süddeutschland zunächst mit dem Argument weg, dass „man immer so sagt in Süddeutschland is alles so - konservativ und spießig da kann man einfach nicht hingehen“ (23,15-17). Auf der Suche nach einer sozialen Verortung in der neuen Stadt dient das Orientierungsmuster im positiven, produktiven Sinn wiederum als eine Art „Kompass“:

ja ich hab natürlich in Debrücken wusst ich viel mehr noch was ich will und hab mir echt gezielt meine Leute gesucht. also ich glaub das war so der dritte Anlauf nach Ausbildung oder nach Habeck Studium dann Aberg wo ich schon besser wusste und in Debrücken war klar / I: mh / ich will politische Zusammenhänge

ich will Frauenzusammenhänge und - ehm ja. dann hab ich das wirklich so - / so gesucht ((schmunzelnd)) / in der Uni und hab auch echt - ja ich mein ich bin super zufrieden ich hab einfach wirklich sehr sehr viel nette Leute kennen gelernt (24,50-25,7)

An dieser Stelle wird der Aspekt der Suche nach politischen Kontexten, der bisher schon implizit einen roten Faden der Erzählung bildete, auf einer selbstreflexiven, theoretisierenden Ebene als eine Art Muster oder eine Logik der bisherigen Erfahrungen prägnant auf den Punkt gebracht. Die Erzählerin übersetzt ihre bisherigen Erfahrungen in das Bild des „Anlauf“-Nehmens. Jede der drei genannten Stationen war ein solcher Anlauf mit dem Ziel, einen dem „magischen Wort“ oder der faszinierenden „Welt“ entsprechenden sozialen Kontext zu finden. Mit den Anfängen verbindet sie einen Lernprozess, in dessen Verlauf sie Wissen darüber erworben hat, wie sie an ihr Ziel gelangen kann. Als Ergebnis dieses Lernprozesses wird ein explizites Wissen über das Ziel formuliert: Es erhält seine Konkretisierung in der Formulierung „ich will politische Zusammenhänge ich will Frauenzusammenhänge“, womit das an den vorhergehenden Passagen rekonstruierte Orientierungsmuster knapp auf den Punkt gebracht ist. An diese Zielformulierung schließt sich eine Strategie an; die Klarheit darüber, worum es geht, ermöglicht eine effektive Suche. Die Intentionalität des eigenen Handelns wird hier sehr hervorgehoben. Dies unterscheidet die Passage deutlich von anderen, in denen zwar von erwünschten Kontakten die Rede ist, diese sich aber nicht oder eher zufällig von selbst ergeben. Die positive Evaluation unterstreicht die stark handlungsschematische Konstruktion.

Der weitere Verlauf der Erzählung über das politische Engagement in Debrücken kann als Geschichte einer Professionalisierung als Aktivistin beschrieben werden. Die Protagonistin begibt sich unter Nutzung ihrer Vorerfahrungen in bestimmte Szenen und Institutionen hinein, knüpft gezielt Kontakte und Netzwerke, weiß diese als Ressourcen zu nutzen und bewegt sich souverän darin. Das „Politisch“-Sein wird zum Teil auch in institutionelle Strukturen überführt (vgl. 10.2.3.4).

#### 11.1.2.4 „Lateinamerikasolidaritätsarbeit“ und Befähigung zu politischem Handeln

Einer anderen Logik als der der Professionalisierung v.a. in der Studierendenvertretung und der Frauenarbeit folgt die Erzählung über den Einstieg in die Lateinamerikasolidaritätsarbeit. Die Erzählerin stellt ihren ersten Kontakt zu einem Verein, der Menschenrechtsbeobachtung in Lateinamerika organisiert, als eine glückliche, fast schicksalhafte Fügung dar und spricht im Hinblick auf ihr nach wie vor andauerndes Engagement von einem „Einschnitt“ (38,39). Der erste Aspekt, auf den die Erzählerin unter dieser Überschrift eingeht, sind die daraus hervorgegangenen „tiefe[n]

wichtige[n] Beziehungen“ (28,44). So stellt sie auch bei der Schilderung des ersten Seminars, das sie bei dem Verein im Rahmen ihrer eigenen Vorbereitung auf einen Menschenrechtsbeobachtungseinsatz erlebt, ihre Begeisterung über das außergewöhnliche Engagement der SeminarernehmerInnen in den Vordergrund. Ihre Reflexion über den möglichen Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin selbst rekonstruiert die Erzählerin folgendermaßen:

darüber hats das war echt nochmal so wusch - nochmal so ne richtige Welle von - aha das geht auch noch und - nochmal dieses - [lateinamerikanisches Land] auch so ich kann da hingehen als Menschenrechtsbeobachterin das hätte ich ja nie gedacht - ich - so - ohne jegliche Vorausbildung für sowas - aber es hat auch ganz viel ausgelöst ich hatte unglaubliche Angst vor dieser Sache weil - du gehst halt auf so n Dorf - mitten in die Pampa - am besten noch über irgendwelche Schleichwege an irgendwelchen Militärkontrollen vorbei in nen Gebiet das hochgradig militarisiert ist wo Morde an der Tagesordnung sind - und wo du als menschliches Schutzschild für die Leute dort vor Ort fungierst. (29,10-17)

Im Vordergrund steht hier zunächst die unerwartete Möglichkeit, einen politischen Auftrag zu übernehmen, den die Erzählerin für wichtig hält. Die Einbindung in den Verein gibt ihr die Gelegenheit, selbst in diesem Sinne aktiv zu werden. Es wird eine Art Befähigung oder Autorisierung zu einem politischen Handeln konstruiert, von dem die Protagonistin nicht gedacht hätte, dass sie die Voraussetzung dafür erfüllt.

Die Funktion der Menschenrechtsbeobachterin wird angesichts der normalerweise notwendigen „Vorausbildung“ auf einem hohen Niveau angesiedelt. Auch die Bezugnahme auf Menschenrechte an sich stattet den Auftrag mit einer hohen Legitimität aus. Auf internationaler Ebene zumindest rhetorisch weithin geteilte Vereinbarungen und grundlegende politische Regeln sind die Basis des Auftrags; mit einer öffentlichen, möglicherweise auch institutionell abgesicherten Anerkennung ist zu rechnen.

Auf der anderen Seite steht jedoch das Risiko, das mit dem Auftrag verbunden ist. Die Erzählerin muss gegen die Möglichkeiten, mit denen sie ein Auftrag als Menschenrechtsbeobachterin ausstattet, das Risiko aufrechnen, selbst zum Opfer der Gewalt zu werden, deren Öffentlichmachen Ziel ihres Auftrags ist. Für diesen Teil der Mission steht die Bezeichnung „menschliches Schutzschild“. Anders als bei der „Beobachterin“ spielt hier auch der Aspekt der eigenen Verletzlichkeit eine Rolle. Die kurze Skizze des geplanten Einsatzortes macht die Bedrohung deutlich. Hier geht es nicht mehr um die Einhaltung von Rechten, sondern darum, demonstrativ die Konsequenzen für jemanden zu verschärfen, der die Rechte anderer verletzt. Damit steht die eigene Integrität auf dem Spiel.

Im weiteren Verlauf der Erzählung rücken zunächst die mit dem Vorhaben verbundenen Ängste in den Vordergrund; die Entscheidung für den Einsatz verbindet die Erzählerin in hohem Maße mit der Entscheidung, mit

einer anderen, bereits erfahreneren Seminarteilnehmerin zusammen zu reisen. Vor allem angesichts der ausgestandenen Ängste spricht sie von einem „echte[n] Meilenstein für mich in meiner Entwicklung“ (29,39f). Daneben fallen die Auskünfte über den Einsatz selbst sehr knapp aus und stehen auch unter diesem Vorzeichen: „Es ist nix passiert es lief alles super glimpflich ab es war überhaupt kein Problem ich bin von keiner Schlange und nichts gebissen - aber - du hast die ganze Zeit unter unglaublicher Spannung gelebt“ (29,43-45). Erst auf Nachfrage schildert sie den Aufenthalt in einem Dorf Aufständischer ausführlicher und macht deutlich, dass sie als Menschenrechtsbeobachterin inmitten des Elends weitgehend zur Untätigkeit verurteilt war und ihre bloße Anwesenheit als Schutz vor militärischen Übergriffen auf die Dorfbevölkerung im Vordergrund stand. Daraus erklärt sich, dass das Aushalten der Spannung die eigentliche Herausforderung des Einsatzes darstellte. Die Erzählerin formuliert als dessen Programm: „Ja wir sind einfach nur da das das ist die Aufgabe von den Beobachterinnen eigentlich. / I: mh / einfach nur da sein und ihnen das Gefühl geben wir sind mit ihnen. und ihnen passiert in der in der Zeit nichts. und wir nehmen an ihrem Kampf teil“ (37,28ff). Das zentrale Motiv des Engagements lässt sich also als Solidarität beschreiben. Diese ist hier zunächst nicht wechselseitig, sondern das „Wir“, dem die Protagonistin angehört, nutzt seine privilegierte Position, um sich in einem gewaltförmigen Konflikt, in den es zunächst gar nicht involviert ist, auf die Seite der (potentiellen) Opfer zu stellen.

Ihr Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin wirkt sich jedoch auch für die Protagonistin selbst aus:

ja und dann bin ich halt wiedergekommen und ich hatte unglaublich viel Power - also weil das - gibt total viel da zu sein. weil das ist der Hammer. bin echt so - gesprüht - und wollte natürlich ganz viel Sachen auch in Angriff nehmen dann wieder in Debrücken noch viel mehr - Lateinamerikasolidaritätsarbeit machen und so wo ich einmal gesehen hab wie die Leute dort leben - ich glaub das lässt niemanden kalt. (30,17f)

Die Erzählerin beschreibt hier einen geradezu euphorischen Zustand nach ihrer Rückkehr vom Menschenrechtsbeobachtungseinsatz. Ähnlich wie durch die überraschende Gelegenheit, als Menschenrechtsbeobachterin zu fungieren, geht es hier um die Ermöglichung der Selbstrealisierung als politisch handelndes Subjekt. Die Erzählerin benutzt hier das Bild angesamelter Energie, die sich in weitere Aktivitäten entlädt („gesprüht“). Die Energie wird bezogen aus der unmittelbaren Erfahrung in dem ansonsten nicht nur geographisch weit entfernten sozialen Feld, auf das sich das politische Engagement bezieht. Insofern beruht die Solidarität doch nicht auf einer einseitigen Beziehung, weil die Erzählerin durch das, was sie in diesem Rahmen tun konnte, eine weitere Befähigung zu politischem Handeln erfährt. „Da zu sein“ und zu sehen, wo die Solidarität ankommt, „gibt total

viel“, die Motivation dazu, weitere „Lateinamerikasolidaritätsarbeit“ zu machen.

Dabei bleibt allerdings zweideutig, woraus genau die „Power“ der Protagonistin sich speist. Wenn die Rede davon ist, dass es „total viel [gibt] da zu sein“, so hört sich das nach positiven Erfahrungen an, z.B. nach der Erfahrung, mit dem eigenen Engagement etwas erreichen zu können oder eine Bereicherung durch den Kontakt mit Menschen zu erfahren, die auf beeindruckende Weise Widerstand gegen ihre Marginalisierung leisten. Allerdings ist davon auch in den detaillierteren Ausführungen der Erzählerin kaum die Rede, sondern eher von den katastrophalen Lebensbedingungen und der Bedrohung der Betroffenen durch militärische Übergriffe. Die Begründung „wo ich einmal gesehen hab wie die Leute dort leben“ scheint eher darauf hinzuweisen.

Offensichtlich geht es in dem Ausschnitt jedoch darum, dass die emotionale Betroffenheit von der erlebten Not anderer produktiv umgesetzt werden konnte. Wie in der Episode über den ersten Aufenthalt in Lateinamerika und die Konfrontation mit dem Rassismus und dem enormen Gegensatz von Arm und Reich spielt auch hier das unmittelbare Erleben und die eigene emotionale Involviertheit eine wichtige Rolle. Im Fall der Menschenrechtsbeobachtung gelingt es der Protagonistin jedoch, daran unmittelbar mit einem politischen Handeln anzuschließen. Offenbar macht dies die begeisterte Bilanz des Projekts aus, in der nicht nur zählt, was an politischen Zielen erreicht werden konnte, sondern inwiefern die Protagonistin sich überhaupt als politisch handelndes Subjekt erleben kann. Dafür ist sie auf das angewiesen, was ihr die Erfahrung vor Ort „gibt“; es bleibt also nicht bei der ‚Einbahnstraße‘ einer Solidarität im rein altruistischen Sinne.

### 11.1.2.5 Resümee

Die Kontinuität eines politischen Interesses, dessen Entwicklung und Konkretisierung Gegenstand ausführlicher Erzählungen ist, bildet ein zentrales Moment der Kohärenz in Thea Cadenbergs Lebensgeschichte. Die Erzählerin rekonstruiert wichtige Erlebnisse in ihrer Jugend aus dieser Perspektive. Das politische Interesse bleibt dabei inhaltlich zunächst vage; die Faszination dafür ist vor allem eine für das „Andere“ und „Alternative“. Konkreter fassbar wird dies anhand bestimmter Menschen und Gruppen, die dieses Alternative habituell und symbolisch über ein abweichendes äußeres Erscheinungsbild inszenieren.

Entsprechend bedeutet die Suche nach Möglichkeiten, sich selbst als politisches Subjekt zu konstituieren, vor allem eine Suche nach entsprechenden Kontakten, nach den „richtigen Leuten“ und sozialen Kontexten, die sich über eine gemeinsame politische Orientierung und Aktivität definieren. Diese Suche wird immer zielgerichteter, je mehr die Erzählerin im Kontakt mit entsprechenden Szenen ihre eigenen politischen Interessen

konkretisieren und in eine Praxis umsetzen kann. Die Orientierung, die sie darüber gewinnt, legt sie auch einer aktiven Gestaltung des Zusammenlebens mit anderen zugrunde. Ebenso nimmt ihr politisches Engagement die Form einer Professionalisierung an und ist somit gleichzeitig dem Kontext des Berufs-Lebens zuzurechnen.

Die Kontexte für „anders Leben“ erweisen sich also als vielfältig. Politische Kontexte im engeren Sinne sind dabei Frauenpolitik, vor allem an der Universität, und „Lateinamerikasolidaritätsarbeit.“ Diese unterscheiden sich deutlich darin, wie „anders Leben“ jeweils konstruiert wird. Im Falle des frauenpolitischen Engagements ist vor allem die Logik der Suche nach sozialen Räumen für eine eigene politische Praxis leitend. Die Protagonistin eignet sich vorgefundene Räume und Infrastrukturen ebenso wie feministische Theorien an und erfährt dabei eine „Politisierung“. Dies führt zu einer Ausweitung des politischen Programms auf andere Lebensbereiche, insbesondere den des Zusammenlebens.

Das Engagement in der Lateinamerikasolidaritätsarbeit unterscheidet sich davon schon darin, wie die Erzählerin ihre Motivation rekonstruiert. Bei der frauenpolitischen Arbeit steht die Einbindung in soziale Kontexte, die sich über die Bezugnahme auf die Kategorie „Frauen“ definieren, im Vordergrund; die Erzählerin verbindet damit vor allem Positives. Von eigenen Diskriminierungserfahrungen spricht die Erzählerin dort, wo sie Politik in ihrem eigenen Interesse als Frau macht, kaum. Dagegen ist in dem Politikfeld, in dem sie sich für die Interessen anderer einsetzt, die unmittelbare Erfahrung ein zentrales Motiv. Dass sie zur Zeugin von Diskriminierung und Marginalisierung bestimmter Personengruppen wurde, führt die Erzählerin als wesentliche Triebfeder ihres Engagements an. Zugleich spielt hier auch eine Rolle, dass sie durch eine Organisation und durch den direkten Kontakt mit den Menschen, für die sie sich einsetzt, ein Mandat bekommt, das ihre Handlungsorientierung als politisches Subjekt verstärkt.

### **11.1.3 Marlies Arndt und Thea Cadenberg – Vertreterinnen zweier politischer Generationen?**

Im Vergleich der Biographien von Marlies Arndt und Thea Cadenberg fallen zunächst einige Gemeinsamkeiten auf. Bei beiden wird die Basis für eine Selbstkonstruktion als politisches Subjekt mit einer Widerständigkeit gegenüber Vorgefundenem und einer Affinität zum Abweichenden gelegt. Zwar manifestiert sich die Widerständigkeit in Thea Cadenbergs Festhalten am eigenen „Anderssein“ v.a. während der Lehre zaghafter als sie es in Marlies Arndts „Protest“ gegen ihren autoritären Vater und den despotischen Lehrer tut. Die Logik ist jedoch eine ähnliche. Dies betrifft vor allem auch die Bedeutung der Faszination, die beide Erzählerinnen mit „Szenen“ verbinden, in denen die Abweichung vom Mainstream offensiv zelebriert wird. Die Beschreibungen des „anderen Gymnasiums“ oder der

an den Studentenstreiks Beteiligten bei Thea Cadenberg und die Eindrücke von den Künstlerparties bei Marlies Arndt lassen eine ähnliche Haltung der Erzählerinnen zu dem Geschilderten erkennen. In beiden Fällen ist es außerdem so, dass die eigene Zugehörigkeit zu der entsprechenden Szene zunächst nicht gegeben ist, aber angestrebt wird.

Bei beiden Erzählerinnen spielt weiterhin die Entwicklung alternativer Praxen oder gar Kulturen eine große Rolle, die über die Verfolgung politischer Ziele im engeren Sinne hinausgeht. Dies lässt sich schon daran festmachen, dass in beiden für die äußere Manifestation der eigenen Einstellung körperliche Inszenierungen eine Rolle spielen. Die kultivierte Rebellion gegen bevormundende Autoritäten bei Marlies Arndt ist ganz wesentlich eine körperliche Selbstkultivierung. Die politischen Szenen, zu denen Thea Cadenberg Zugang sucht, werden zunächst mehr über ihre habituelle Abweichung und symbolisch aufgeladene Accessoires charakterisiert als über bestimmte politische Inhalte. Sie selbst macht ihre Einstellung ebenfalls über die „rot gefärbten Haare“ und das „ökige“ Aussehen deutlich. Diese Manifestation des Politischen in einer bestimmten Kultur scheint bei beiden für die Annäherung an eine politische Praxis zentral zu sein. Sie führt möglicherweise wesentlich über die Faszination des „Coolen“ (Thea Cadenberg, 5,9), an dem man selbst teilhaben möchte, über die Neugier auf vielleicht Abenteuierliches und über die Möglichkeit, biographischen Eigensinn zu konstituieren.

Dass das bloße Angezogenensein von gegenkulturellen Szenen jedoch noch nicht ausreicht, zeigen ebenfalls beide Biographien. „Kontakt“ ist in beiden dort, wo es um die Entwicklung der eigenen politischen Aktivität geht, ein Schlüsselwort. Bei Marlies Arndt scheint dieser Kontakt eher zufällig zustande zu kommen und zieht dennoch ein zunehmendes Involviertsein der Protagonistin nach sich. Dies ist bei ihr gleichzeitig eine Ressource; beispielsweise mit der Kinderladengründung werden sowohl persönliche als auch politische Ziele verfolgt. Bei Thea Cadenberg ist die gezielte Suche nach Kontakt die Strategie, um sich Räume zu eröffnen, in denen sie sich als politisches Subjekt erfahren kann. Auch hier bekommt das durch Kontakte Initiierte eine Eigendynamik, die die Erzählerin als ein „Politisiert-Werden“ beschreibt.

Das Einnehmen einer politischen Perspektive wird hier jedoch nicht nur mit dem Angewiesensein auf entsprechende soziale Kontexte verbunden, sondern führt auch zur Produktion von gegenkulturellen Zusammenhängen. „Alternative“ Praxen werden gesucht, die über das politische Engagement im engeren Sinne hinausgehen. Es ist kein Zufall, dass beide Erzählerinnen gezielt die Wohngemeinschaft als Form des Zusammenlebens wählen. Politisches und Privates werden von beiden teils programmatisch, teils pragmatisch miteinander verbunden.

Dies setzt eine reflexive Bewegung voraus, in der die politische Perspektive auch auf das eigene Leben gerichtet wird. Dies kommt ebenfalls

in beiden Lebensgeschichten zur Sprache. Die Selbstreflexion ist Gegenstand von Diskussionen in politischen Gruppen; dies betrifft allerdings vor allem das Feld der Frauenbewegung. Besonders in der Verknüpfung von Privatem und Politischem, die in deren Programmatik enthalten ist, bekommt damit auch die Veränderung der eigenen Praxis, das eigene ‚anders Leben‘ die Bedeutung einer politischen Praxis.

Diese Verknüpfung und die Bedeutung, die der Veränderung von Kultur eingeräumt wird, gilt als ein wichtiges Kennzeichen der Neuen Sozialen Bewegungen (vgl. z.B. Brand 1987: 33f). Obwohl sich beide Erzählerinnen auch in stärker institutionell gerahmten Kontexten politisch betätigen – Marlies Arndt in ihrer Berufstätigkeit und Thea Cadenberg etwa in hochschulpolitischen Gremien und in einer Menschenrechtsorganisation – beziehen sie sich stark auf diese Programmatik. Dennoch liegt in der Rolle, die der Bewegungskontext jeweils spielt, ein zentraler Unterschied zwischen den beiden Lebensgeschichten. Im Vergleich fällt auf, dass Thea Cadenberg auch in den Politikbereichen, die ihren Ursprung v.a. in der Frauenbewegung haben, viel stärker auf etablierte Infrastrukturen zurückgreifen kann. Die politischen Tutorate, die universitären Frauenreferate oder der Frauenraum, die für sie eine große Rolle spielen, findet sie bereits vor. Ebenso kann die Frauengruppe, in der sie ihr feministisches Selbstverständnis reflektiert, auf eine Bandbreite vorhandener Literatur zurückgreifen, in der unterschiedliche Ansätze miteinander konkurrieren.

Dies sollte nun nicht vorschnell als Bestätigung für das Vorhandensein einer „Angebotsgeneration“ (Stoehr 1994: 101) in Bezug auf die Frauenbewegung gelesen werden. Die vorgefundenen Infrastrukturen und theoretischen Instrumentarien stellen nicht nur ein „Angebot“, sondern auch eine Herausforderung dar, sich zu den darin aufgegriffenen politischen Themen ebenso zu positionieren, wie zu der Art und Weise, in der etwa soziale Ungleichheit dort problematisiert wird. Damit ist das Vorgefundene zwar relevant für ein mögliches generationales Profil der Jüngerer, aber auf wesentlich komplexere Weise als mit einem reinen Angebotscharakter.

Ein weiterer Unterschied zwischen Marlies Arndt und Thea Cadenberg spiegelt sich darin, wie die beiden Erzählerinnen prinzipiell ihre politische Akteurinnenschaft bzw. deren Entwicklung konstruieren. Für Thea Cadenberg ist zunächst „Politisch“-Sein an sich schon das Projekt, um das es ihr geht. Bei ihr steht mehr die Selbstkonstitution als politisches Subjekt im Vordergrund der Darstellung, von den jeweiligen konkreten politischen Anliegen, etwa der Veränderung bestimmter sozialer Strukturen, ist weniger die Rede. Die Erzählerin bezieht sich weiterhin mit ihrer Faszination für etwas, das sie mit „politisch. irgendwie so als - magisches Wort“ umschreibt, auf eine bestimmte Praxis einer existierenden Szene. Das „Alternative“, wonach sie sucht und das sie auch selbst verkörpert, muss nicht erfunden werden, sondern ist in Form gegenkultureller sozialer Zusammenhänge gewissermaßen etabliert. Interessanterweise bringt die Erzähle-

rin Vorlieben, die sie für bestimmte politische und gegenkulturelle Kontexte hat, mit einer Generationszuordnung in Zusammenhang: „Also ich hab mich immer eher mit Älteren verstanden und grade mit diesen Frauen aus dieser 80er Bewegung irgendwie is das einfach eine Wellenlänge“ (20, 24ff). Die eigene Zuordnung findet damit unter Bezugnahme auf Vorhandenes statt.

Bei Marlies Arndt dominiert dagegen dort, wo sie über sich selbst als politische Akteurin spricht, die Terminologie des „Bewegens“. Sie ordnet sich damit nicht nur dem zu, worauf sich Thea Cadenberg im Rückgriff bezieht. Etwas zu „bewegen“ ist bei ihr auch weniger mit bereits etablierten Formen politischer Betätigung verbunden. Zwar setzt es ebenfalls den „Kontakt“ zu bestimmten Szenen voraus; ebenso ist auch bei Marlies Arndt von einer Auseinandersetzung mit Literatur – etwa über „freie Erziehung“ – die Rede. Im Bilde des „Bewegens“ steht aber weniger eine als soziale Gruppe fest umrissene politische Bewegung im Vordergrund als die Bezugnahme auf Gegebenheiten, die verändert werden sollen. Die Einflussnahme wird mehr über das bestimmt, woran die Akteurinnen sich abarbeiten, und vor allem über das, was sie an neuen Formen des Zusammen-Lebens, der Kindererziehung oder auch des Politikmachens selbst entwickeln.

In dem Anspruch, der mit dem „Bewegen“ und dem „Politisch“-Sein jeweils verbunden wird, findet sich ein weiterer Unterschied. In Marlies Arndts Rekonstruktion ihres Bewegungsverengagements spielt neben dem konkreten Engagement in eigener Sache ganz explizit die Einflussnahme auf gesellschaftliche Entwicklungen in einem umfassenden Sinn eine Rolle; es kommt sozusagen eine Gesellschaftsutopie als Fluchtpunkt der entwickelten Gegenkultur darin vor. Bei Thea Cadenberg mag das auch der Fall sein, es bleibt aber weitgehend implizit. In ihrer Beschreibung steht ein punktuelleres und konkreter auf bestimmte, enger umrissene Problemlagen bezogenes politisches Engagement im Vordergrund. Es erhält seinen weiteren Horizont dadurch, dass es in einem geographischen Sinne global ausgerichtet ist.

Damit geht einher, dass Thea Cadenbergs politisches Engagement zu einem geringeren Teil als bei Marlies Arndt als Vertretung unmittelbarer eigener Interessen konstruiert wird. Bei Marlies Arndt ist die Konstruktion politischer Akteurinnenschaft zum Teil sogar mit der Schilderung einer Erfahrung von struktureller Marginalisierung als Frau verbunden. Bei Thea Cadenberg dagegen steht, wie bereits erwähnt, die Selbstkonstitution als politisches Subjekt an sich im Vordergrund; sogar im Bereich der Frauenpolitik bleibt ein Engagement in eigenem Interesse weitgehend implizit, Verweise auf erfahrene Benachteiligung fehlen weitgehend. Dagegen wird das Engagement in Lateinamerika mit Erfahrungen der Marginalisierung und Diskriminierung anderer und mit dem Motiv der Solidarität verknüpft.

Die Gewichtungen in der Darstellung sind hier also verschieden. Das verweist darauf, dass das Anliegen ‚anders zu leben‘ auch in Kontexten, die als explizit politische verstanden werden, sehr unterschiedliche Umsetzungen erfahren kann. Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass es nicht nur darum gehen kann, wie ‚politisch‘ oder ‚unpolitisch‘ ältere oder jüngere Frauen sind oder wie sie ‚politisiert‘ werden können, weil dies sehr Unterschiedliches bedeuten kann und zunächst in seiner Differenziertheit wahrgenommen werden muss. Ein Teil dieser Differenziertheit hat, wie es an Marlies Arndt und Thea Cadenberg deutlich wurde, mit Generationslagerungen zu tun. Es macht einen Unterschied, ob die Konstitution als politisches Subjekt im Rahmen des Aufbruchs einer Bewegung stattfindet oder ob es andere Bezugskontexte dafür gibt. Ebenso gilt es zunächst die Frage zu stellen, in welchem Verhältnis die Wahrnehmung von Herrschaftsstrukturen aus der Perspektive eigener Betroffenheit und aus der Perspektive der Solidarität mit anderen als den Opfern von Marginalisierung jeweils zueinander stehen. Gerade die Vorstellung von eigener Betroffenheit als Voraussetzung einer Politisierung, wie sie gerade in der Frauenbewegung vorhanden ist, stellt vor diesem Hintergrund möglicherweise eher eine problematische Engführung dar, was an anderer Stelle noch zu erläutern sein wird (vgl. 12.4).

## **11.2 Kontexte, in denen die Geschlechterfrage als Politikum gilt: Akteurinnenschaft in der individuellen Durchsetzung eigener Interessen**

Im Blick auf einen Bereich des gesellschaftlichen Lebens ist die Sensibilität für geschlechtsspezifische Benachteiligung offenbar größer als bei anderen: Die schlechteren Chancen von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und, in Verbindung damit, die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf (die zumeist nur als Angelegenheit von Frauen betrachtet wird), werden auch unabhängig von einer expliziten ideologischen Nähe zur Frauenbewegung als Probleme wahrgenommen. So unterschiedlich generell die Einschätzungen über die Verwirklichung von Gleichberechtigung sind und so fern es vielen Frauen liegen mag, eigene Erfahrungen als Diskriminierung zu deuten – über die Kritik an der besseren Entlohnung und den größeren Karrierechancen von Männern besteht eine weitgehende Einigkeit. Dies zeigen nicht nur quantitative Untersuchungen wie die Studie „Fraueninteressen und Frauenpolitik“ des Instituts für Demoskopie Allensbach (2000), in der 86% der befragten Frauen im Bereich der Entlohnung und 70% im Bereich der beruflichen Aufstiegschancen die Gleichberechtigung nicht verwirklicht sehen (vgl. ebd.: 8). Auch in differenzierteren Auseinandersetzungen gerade junger Frauen mit dem Gleichheitsanspruch kann der Einschätzung, selbst keine Diskriminierung erfahren zu haben, durchaus

die Empörung über die als anachronistisch empfundene Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt gegenüberstehen (vgl. Thon 2004; 2007).

Ähnlich liegt der Fall bei der Vereinbarkeitsfrage, die angesichts des demographischen Wandels wieder ins Zentrum frauenpolitischer Diskussionen rückt und gerade auch in der Lebensplanung jüngerer Frauen von zentraler Bedeutung ist (vgl. Geissler/Oechlse 1996; Keddi et al. 1999). Bis hinein in die eher feuilletonistisch-essayistischen Annäherungen an die „Generation Ally“ (Kullmann 2002) bekommt diese Frage außergewöhnliche Prominenz. Dennoch scheint das Dilemma, das sich darin immer wieder zeigt, nicht zu einer Politisierung junger Frauen zu führen; diese wird von frauenbewegter Seite häufig für den Zeitpunkt prognostiziert, an dem die an Gleichbehandlung gewöhnten jungen Frauen bei der Familiengründung sozusagen mit der vollen Härte des weiterbestehenden Patriarchats konfrontiert werden.

Beide Bereiche, die bestehende Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt und die Vereinbarkeitsfrage, könnten also Einzelne dazu herausfordern, die eigenen Erfahrungen und das eigene Handeln in Relation zu setzen zu gesellschaftlichen Bedingungen, die als nicht akzeptabel gelten. Bei Marlies Arndt und Thea Cadenberg zeigte sich, wie diese Relation als eine politische, auf die Veränderung von Bedingungen auf der gesellschaftlichen Ebene gerichtete konstruiert werden kann. Im Folgenden werden Beispiele dafür analysiert, wie sich einzelne Frauen als Akteurinnen eines Veränderungsprozesses sozialer Verhältnisse konstruieren, ohne ihr Handeln in einem explizit politischen Kontext zu verorten. In den Geschichten, die sie über die Durchsetzung eigener Interessen gegen geschlechtsspezifische Barrieren beim Zugang zum Arbeitsmarkt erzählen, spielt jedoch das Innovationspotential des eigenen Beispiels eine wichtige Rolle.

### 11.2.1 Tanja Büttner: Vordringen in eine Männerdomäne

Im Zusammenhang der Nachfrage zu ihren Forderungen für eine erneute Frauenbewegung markiert Tanja Büttner zunächst ihre Distanz zur bestehenden. Sie formuliert die Befürchtung, dass es dort lediglich darum gehe, „die Männer unterzubuttern“ und die Geschlechterhierarchie umzukehren (25,6f), markiert aber gleichzeitig ihre Sympathie für das Anliegen, etwas gegen die Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt zu tun. Über den Anspruch „dass Frauen wirklich des Gleiche können und des Gleiche wert sind und - ehm des Gleiche dürfen und so wie Männer“ (25,34f) kommt sie zu einem Beispiel aus ihrer eigenen Erfahrung, das sie dann sehr ausführlich erläutert.

also wie gesagt ich war halt immer voll der Fußballfan / I: mh / und alles und hab mir halt gedacht wie ich dann auch so in Richtung Journalistik halt gegangen bin hab ich mir gedacht - des wär eigentlich traumhaft ein Praktikum bei [der Sport-

redaktion einer Tageszeitung, C.T.] zu machen. / I: mh / und die sind ja auch in Estadt hab ich mir gedacht Mensch da muss ich irgendwie schau dass ich des - hinkrieg. ja und dann hab ich des wahrscheinlich aber nur deswegen geschafft weil ich die - Sekre\_ weil die Sekretärin die eine Chefsekretärin von [der Tageszeitung, C.T.] die Tochter von einem Schulfreund von meinem Vater is. / I: mh / und dann hat die halt dort a weng auch also ich hab mich halt beworben und die hat halt dann auch a weng gsagt ja und so ich kenn die und die - die kann des und so und nehmt die doch - und dann weiß ich im Nachhinein auch noch dass die dann auch gesagt haben sie haben mich auch deswegen genommen - weil - se gedacht haben ach die sieht ja ganz hübsch aus - also ich hab da auch /auf dem Foto ((lachend)) / wo ich mich beworben hatt hatt ich halt lange Haare / I: mh / und weng so rötlich gefärbt halt vielleicht so ähnlich wie meine Schwester so / I: mh / und - und dann ham se eben des haben die mir auch ganz ehrlich gesagt sie haben mich also klar weil die Gabriele so heißt die Sekretärin da halt auch gesagt hat ehm mit der könnt ihrs mal versuchen und / ((atmet aus)) / und so aber halt auch weil se sich gedacht haben ja - naja wieso eigentlich net mal so ne Frau und so / I: mh / ich war dann wirklich seit - Jahrzehnten also da gibts eine Reda\_ Redakteurin dort bei [der Sportredaktion der Tageszeitung, C.T.] also eine einzige Frau - die macht aber auch kein Fußball - und die - hat damals auch dort Volontariat gemacht. / I: mh / und des is und des war aber dann seit Jahr\_ Jahren - war des die einzige Frau dort / I: mh / und dann kam endlich ich / ((lacht)) / (25,43-26,24)

Das Erreichen des Ziels, das hier als „traumhaft“ bezeichnet wird, verbindet die Erzählerin zunächst mit Vokabeln, die ihre eigene Aktivität in den Vordergrund stellen: Etwas „hinzukriegen“ bzw. zu „schaffen“ setzt vor allem eigenes Engagement voraus. Das steht in einer ganz offensichtlichen Spannung dazu, wo sie den tatsächlich entscheidenden Faktor ansiedelt, der zur Verwirklichung ihres Vorhabens führte. Er liegt nicht bei ihr selbst, sondern bei einer anderen Person, die in ihrem Sinne Einfluss nimmt. Die Beziehungen, die ihr den Zugang zum angestrebten Praktikum ermöglichten, sind ein Glücksfall. Mit dem Wissen darum verbindet die Erzählerin zugleich das Bewusstsein, dass sie es „nur deswegen geschafft“ hat, es also nicht in ihrer eigenen Hand lag, ihr Ziel zu erreichen. Das stellt zwar ihre Qualifikation nicht in Frage, zeigt jedoch, dass diese nichts wert ist, wenn sich nicht jemand dafür verbürgt, wie es die Chefsekretärin getan hat.

An dieser Stelle wird – außer aus dem zuvor aufgerufenen Kontext der Frage der Gleichheit von Frauen und Männern – noch gar nicht deutlich, dass das Geschlecht der Protagonistin ein Problem auf dem Weg zum Wunschpraktikum darstellt. Es bleibt offen, ob es generell sehr schwierig ist, bei der Sportredaktion einen Praktikumsplatz zu ergattern, oder ob es das vor allem für Frauen ist. Erst in der weiteren Rekonstruktion der Gründe für den Zugang zum Praktikum spielt das Geschlecht eine Rolle. Statt einer Ausgrenzung wird zunächst eine Art positive Diskriminierung konstruiert. Diese fußt jedoch auf einem hierarchisierenden Muster: Frau-

en bekommen dann Zugang, wenn sie sich durch besondere Femininität auszeichnen, die für Männer als Männer und nicht als Kollegen oder Arbeitgeber attraktiv erscheint. Aus ‚Weiblichkeit‘ kann also Kapital geschlagen werden, insofern damit Entscheidungsträger in ihrer ‚Männlichkeit‘ angesprochen werden können.

Dass dieses stereotype Muster gegriffen hat, wird als Gegenstand von Vertraulichkeiten „im Nachhinein“ in Szene gesetzt. Das Kriterium, um das es hier geht, ist also keines, über das ohne weiteres offen verhandelt würde; in der Art, wie darüber gesprochen wird, schwingt mit, dass seine Legitimität angreifbar ist. In der Tat ist die Attraktivität der Bewerberin in den Augen der auswählenden Männer ein Kriterium, dessen objektive Unangemessenheit außer Frage steht. Das „ganz ehrliche“ Mitteilen, dass die Beziehungen und die weibliche Attraktivität die Gründe für die Auswahl waren, grenzt angesichts des Ausgangs der Geschichte an das Eingeständnis eines Fehlers – nämlich des Fehlers, mit einer wirklichen fachlichen Qualifikation nicht gerechnet zu haben.

Mit dem Resümee der Entscheider „wieso eigentlich net mal so ne Frau“ wird zum ersten Mal deutlich gemacht, dass tatsächlich das Geschlecht der Bewerberin ein Problem darstellt. Die Beziehungen und die Attraktivität der Bewerberin waren nötig, um aus dem „eigentlich net“ ein „wieso eigentlich net“ zu machen, also den generellen Vorbehalt gegen Frauen aufzuweichen. Eine solche Formulierung wäre unsinnig, bestünde die gängige Praxis nicht darin, sonst keine weiblichen Bewerberinnen anzunehmen. Dies macht die Erzählerin im Anschluss auch ganz massiv deutlich; die Sportredaktion wird als Männerdomäne beschrieben, in der Frauen kaum weniger repräsentiert sein könnten. Dass die Männerdomäne eine solche ist, weil sie sich auch aktiv gegen Frauen abschottet, bleibt in der ganzen Passage sehr implizit und wird nur darin deutlich, dass die Erzählerin ihren eigenen Zugang als durch glückliche Zufälle begründet darstellt. Mit dem Resümee „und dann kam endlich ich“ greift sie jedoch die anfängliche Erzählhaltung des Handlungsschemas wieder auf. Ihr Auftreten ist nicht nur angesichts der Unterrepräsentanz von Frauen spektakulär, sondern auch aufgrund seiner Folgen:

und dann war eben der Witz. dass se dann auch gesehn haben und mir des auch gesagt haben dass sie überrascht waren also wie viel ich gewusst hab / I: mh / dass ich so kompetent war also scho allein in dem ganzen Fußballzeug dass ich so viel gewusst hab und dass ichs halt so auch irgendwie dass ichs ja dass se halt einfach gesehn haben ich habs drauf / I: mh / und ich sie konnten mich da - gleichwertig behandeln also des hab ich - denen schon auch gezeigt dann auch gleich also ich / I: mh / hab mir auch dacht die Chance muss ich jetzt nutzen und schon allein halt wirklich um zu beweisen dass auch Frauen im Fußball oder so oder im Sportjournalismus sag mer so dass des überhaupt kein - kein Problem is und dass es wirklich nur auf nur auf Kompetenz ankommt / I: mh / und des - war mir dann auch total wichtig dass die mir des auch gesagt haben dann also dass

die mir des auch ehrlich gesagt haben - dass sie da überrascht waren und dass sie jetzt des aber sehn (26,24-40)

In der Dramaturgie der Erzählung ist hier der Höhepunkt erreicht: Was zuvor implizit blieb, wird nun in Form eines offenen Eingeständnisses inszeniert. Die Vorbehalte gegen Frauen werden dort ausgesprochen, wo sie durch die Protagonistin bereits widerlegt sind und von ihrem Gegenüber als Irrtum eingestanden werden. Indem die Männer ihrer Überraschung über die Kompetenz der Protagonistin Ausdruck verleihen, geben sie zu, dass sie ihr diese nicht zugetraut hätten. Die Überzeugung vom Gegenteil hat offensichtlich viel mit der unmittelbaren Einschbarkeit, mit nicht anders interpretierbaren Fakten zu tun; die Männer haben es „halt einfach gesehen“ und konnten angesichts der Tatsachen nicht an ihrem Vorurteil festhalten. Die Stärke des Arguments der Erzählerin liegt in seiner Offensichtlichkeit und Eindeutigkeit.

Aus der Perspektive der Männer, die die Erzählerin hier zitiert, ist der Nachweis ihrer Kompetenz die Basis dafür, sie „gleichwertig behandeln“ zu können. Der Grundsatz der Gleichheit wird hier sozusagen in sein Gegenteil verkehrt und die Beweislast umgekehrt. „Gleichwertig“ behandelt und nicht aufgrund von Vorurteilen diskriminiert zu werden ist kein Anspruch, von dem zunächst ausgegangen werden kann. Erst ist der Beweis zu erbringen, dass die Vorurteile unbegründet sind, um eine Gleichbehandlung möglich zu machen. Diejenigen, die die Definitionsmacht haben, entscheiden auch darüber, wer „gleichwertig behandelt“ werden kann und wer nicht.

In der rückblickenden Formulierung der Intention, den nötigen Beweis anzutreten, wird das zuvor implizite Ausgehen von einem Vorurteil gegen Frauen in der Sportredaktion offener benannt. Dass „Frauen im Fußball“ von den männlichen Kollegen zuvor als „Problem“ betrachtet wurden, sagt die Erzählerin erst an dieser Stelle und nicht am Beginn der Episode. Erst das von den Kollegen selbst eingestandene Vorurteil wird referiert; an der Stelle, wo die Erzählerin das Feld zum ersten Mal charakterisiert, bleibt das Vorurteil, mit dem sie offensichtlich gerechnet hat, implizit. Es ist interessant, dass es der Erzählerin so darauf ankommt, nicht selbst als vorurteilsbehaftet – nach dem Motto: männliche Sportjournalisten sind frauenfeindlich – in Erscheinung zu treten, also keine Vorurteile über die Vorurteile anderer zu verbreiten, sondern höchstens mit Fakten (eine einzige Frau in der Redaktion) aufzuwarten, aus denen von anderen weitergehende Schlüsse gezogen werden können. In der Darstellung der Erzählerin erfolgt also nicht nur eine Distanznahme von den Vorurteilen, die ihr entgegengebracht werden, sondern auch vom Operieren mit Vorurteilen an sich.

Den Erfolg ihrer Bemühungen um die Entkräftung der Vorurteile weist die Erzählerin nach, indem sie einen Lernprozess ihrer Kollegen konstruiert. Als Grundlage für diesen Nachweis zitiert sie die Kollegen; deren Selbstauskunft und das Eingeständnis einer vorhergehenden Fehleinschät-

zung verweisen darauf, dass ihre eigene neue Einsicht beeindruckend war. In der wiederholt betonten Wertschätzung des Eingeständnisses der Kollegen macht die Erzählerin deutlich, dass es hier nicht nur um ihre eigene Wahrnehmung geht, sondern um einen Lernprozess, den sie bei den Kollegen angestoßen hat.

Von besonderem Interesse in dieser Passage ist außerdem, dass die Erzählerin sich hier nicht als nur in eigener Sache handelnd darstellt, sondern einen weiteren Horizont wählt. Ihr Tun soll dem Nachweis dienen „dass auch Frauen im Fußball oder so oder im Sportjournalismus sag mer so dass des überhaupt kein - kein Problem is“. Sie steht hier also für Frauen im Allgemeinen, oder zumindest für solche, die über die „Kompetenz“ verfügen, auf die es „ankommt“. Mit derselben Logik der Generalisierung, aufgrund derer sie als Frau beinahe keinen Zugang zu diesem Praktikum bekommen hätte, soll das Vorurteil ausgehebelt werden.

Im weiteren Verlauf wird der Erfolg dieses Unternehmens bestätigt:

und dann / I: mh / lustigerweise nach mir ham die jetzt immer wieder Frauen genommen auch als Praktikantinnen und so. / I: mh / und - und und jetzt is sogar ne Volontärin jetzt da die se wieder genommen haben und des find ich schon cool also des / I: mh / und des - weil des hat dann die Sekretärin eben auch gesagt ja wenn du jetzt aber auch net so gut gewesen wärst dann hätten dann dann - wär des halt auch wieder son Ding gewesen naja gut also das war wohl ein Missgriff / I: mh / da mit der Frau und so jetzt nehm mer lieber wieder unsere Jungs irgendwann da wissen mer was mer haben oder so (26,40-27,2)

Die Erzählerin zeigt hier ihren Stolz darüber, dass ihr Engagement nicht nur ihr selbst zugute gekommen ist, sondern sich die Folgen auch auf andere und zudem dauerhaft auswirken. Mit der Veränderung der Praxis in der Sportredaktion geht die Logik der Generalisierbarkeit auf: Die Protagonistin, die zunächst wegen eines generellen Vorurteils gegen Frauen eigentlich keinen Zugang bekommen hätte, hat als Einzelne ihre Kompetenz unter Beweis gestellt und damit nachgewiesen, dass es mit Frauen generell „kein Problem“ gibt. Die Logik der Generalisierbarkeit hätte sich aber auch gegen das Anliegen verkehren können. Wäre die Protagonistin individuell den Beweis ihrer Kompetenz schuldig geblieben, so hätten die Kollegen daraus gleich Schlüsse auf die Inkompetenz von Frauen generell gezogen. Sie hätte ihnen ein Argument dafür geliefert, sich als Team weiter in der Weise und entlang der Kategorie Geschlecht statt entlang der Kategorie Kompetenz zu reproduzieren, wie sie es zuvor getan hatten. Die Inszenierung dieser Information als Gegenstand eines vertraulichen Gesprächs zwischen der Sekretärin und der Protagonistin belegt wiederum die Brisanz der Logik der Generalisierbarkeit. Sie ist eine Regel, nach der nicht nur die Öffnung des Mikrokosmos Fußball-Redaktion funktionieren kann, sondern auch die Abschottung dieser Männerdomäne gegen Frauen.

So ist es auch diese Logik selbst, die sich gegen die Marginalisierten wendet, da sie die Definitionsmacht in jedem Fall bei den Etablierten belässt.

Dennoch kann die Erzählerin auf dieser Basis ihrem individuellen Engagement große Tragweite verleihen; an dieser Stelle wird eine Veränderung von festgefahrenen Praktiken konstruiert, die zwar auf glücklichen Umständen basiert, in der Hauptsache aber durch die individuelle Leistung einer einzelnen Protagonistin zustande kam. Dabei läuft der Anspruch, einen Beweis der Gleichwertigkeit von Frauen generell anzutreten, allerdings mit; das individuelle Tun hat, obwohl es primär ein Handeln in eigener Sache ist, zugleich einen strukturell orientierten Horizont, weil dieser auch bei der Entstehung des zu bearbeitenden individuellen Problems eine Rolle spielt. Gäbe es keine generellen Vorbehalte gegen Frauen, so wäre der Zugang zum Arbeitsfeld Fußballjournalismus gar kein Problem gewesen. Da die Erzählerin die strukturelle Ursache des Problems sieht, siedelt sie in ihrer Interpretation ihr Handeln gleichzeitig auch auf dieser Ebene an.

Die Geschichte des Praktikums in der Sportredaktion ist, wie bereits erwähnt, durch die Positionierung der Erzählerin gegenüber der Frauenbewegung gerahmt. Als Fazit zieht sie das Postulat, dass die Geschlechtszugehörigkeit „einfach nimmer so die Rolle jetzt einfach spielt sondern dass mer halt lieber schaut wie is der Mensch und dann oder im Beruf was kann der“ (28,13ff). Wie eine solche Forderung Realität werden könnte, ist Gegenstand ihrer Antwort auf die Frage nach ihren eigenen Erfahrungen mit der Frauenbewegung. Unter dem Vorbehalt, dass ihre Wahrnehmung möglicherweise nur auf medial vermittelten „Klischees“ beruhe (28,30), nimmt die Erzählerin noch einmal ihre ablehnende Haltung gegenüber einer pauschalen Unterstellung frauenfeindlichen Verhaltens bei Männern auf. Hier zeigt sie sich jedoch auch ambivalent:

und ich hab halt manchmal des Gefühl dass eben manchmal diese diese Emanzipationsbewegung dass die da halt irgendwie weiß net übers Ziel hinausschießt oder so / I: mh / oder dann plötzlich alles umdrehn will und des - und plötzlich sagt - ja irgendwie halt - also nee und des des find ich dann auch des passt mir dann auch net. / I: mh / aber ja also wie gesagt ich - - also ich weiß halt ich denk mir halt vielleicht isses trotzdem besser mer übertreibt dann in der Hinsicht dass überhaupt was passiert. / I: mh / als dass mer als dass mer dann eben gar nix sagt weil des is dann auch net gut. - - also weil ich bin auf jeden Fall jemand also ich hasse überhaupt Ungerechtigkeit also wenn ich des Gefühl hab irgendwas is ungerecht dann könnt ich also total aus / der Haut fahren ((lachend)) / oder so oder da möcht ich dann auch was auch was tun. oder so. / I: mh / und drum glaub ich aber eben auch dass ich ein ganz gutes - Gefühl dafür hab einfach / I: mh / wenn da was wenn ich da ungerecht behandelt werd und wenn das was einfach dran liegt dass ich ne Frau bin oder gehts eben um mich als Mensch dann isses was anderes oder halt um meine Kompetenz in im Beruf oder so / I: mh / dann isses was anderes. aber wenn ich des Gefühl habe es is - eh ich werd da irgendwie als

Frau eh ich glaub des merk ich auch und ich glaub da - würd ich mich auch wehren. (29,47-30,19)

Obwohl die Erzählerin sich hier noch einmal von dem unterstellten Ziel einer Umkehrung der Machtverhältnisse zwischen Frauen und Männern distanziert, sieht sie dennoch im „Übertreiben“ eine legitime politische Strategie. Das Relevantmachen der Kategorie Geschlecht, wie sie es in der Frauenbewegung gegeben sieht, passt nicht zum Programm der Erzählerin, diese Relevanz zu reduzieren. Doch sie sieht auch die Notwendigkeit, „dass überhaupt was passiert“, und insofern kann sie dem Agieren der Frauenbewegung, wie sie es wahrnimmt, etwas abgewinnen. Dass die Distanz dazu durchgängig erhalten bleibt, zeigt sich an der unpersönlichen Formulierung: Es ist von einem „mer“ (man) die Rede. Indem die Regel „besser mer übertreibt [...] dass überhaupt was passiert“ als eine allgemeine aufgestellt wird, ist sie ein Stück weit von der zur Debatte stehenden Praxis der Frauenbewegung abgelöst.

Auf diese Weise kann die Erzählerin auch eine Verbindung zu sich selbst herstellen. Sie beschreibt sich als eine Person, die prinzipiell „Ungerechtigkeit“ ablehnt und bereit ist, dagegen aktiv zu werden. Dies bezieht sich nicht mehr auf die Anliegen der Frauenbewegung, es lässt aber gleichzeitig die Interpretation offen, dass es hier generell um „Ungerechtigkeit“ gegen wen auch immer geht, gegen die man im öffentlichen Raum „was tun“ muss.

Dies verengt sich wieder, sobald die Erzählerin auf das Geschlechterthema zurückkommt. Es geht nur noch darum, was passieren würde, wenn sie selbst „als Frau“ benachteiligt würde. Der Verweis auf die Sensibilität dafür und die Bereitschaft sich zu „wehren“ sind die individuelle Antwort auf eine mögliche „Ungerechtigkeit“. Anfangs ging es noch um die Angemessenheit politischer Strategien der kollektiven Akteurin „Emanzipationsbewegung“. Nun bearbeitet die Erzählerin das Problem, auf die „Ungerechtigkeit“ im Geschlechterverhältnis angemessen zu reagieren, mit einer Verschiebung ihres Fokus. Sobald dieser auf der individuellen Ebene liegt, erscheint das Problem lösbar. Obwohl die Erzählerin hier die Notwendigkeit politischen Handelns anerkennt, sieht sie sich nicht in diesem Sinne als Akteurin. Dies korrespondiert auch mit der Pointe der zuvor erzählten Geschichte, in der durch den individuellen Einsatz der Protagonistin in eigener Sache auch Chancen für andere Frauen entstanden.

### 11.2.2 Monika Cadenberg: Bewältigung der Vereinbarkeitsproblematik

Wie am Beispiel von Marlies Arndt gezeigt wurde, können sich in der Thematisierung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf pragmatische und explizit politische Motive miteinander verbinden. Marlies Arndt stellt das Leben in Wohngemeinschaften und die Gründung eines Kinderladens

einerseits als ein Arrangement vor, das es ihr erlaubt „meine Sachen auch [zu] machen“ (29,1). Andererseits sind sie mit einer gesellschaftspolitischen Idee verbunden (vgl. 11.1.1.4)

Bei Monika Cadenberg gibt es eine ähnliche Verbindung, die jedoch anders gelagert ist. Zunächst steht die individuelle Bewältigung der Vereinbarkeitsarbeit im Vordergrund. Im Zusammenhang mit der Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit geht die Erzählerin darauf ausführlich ein:

und ich muss sagen - ich find das auch immer sehr wichtig eh - zu arbeiten aber andererseits - nicht so viel also eh - ich hab ich hab ja immer auch hingekriegt dass ich die Kinder nicht vernachlässigt hab. ich war also mittags wenn sie aus der Schule kamen - war ich zu Hause. ich hab also damals mir einen - ganz tollen Herd gekauft den ich programmieren konnte - ich hab morgens um sechs mein Essen gemacht - es gab dann sehr viel Aufläufe - oder Reis und und irgendwas Kurzgebratenes - und ich konnte meine Platten und meinen Herd programmieren - das hab ich alles vor - das war alles morgens um sieben war mein Essen immer fertig. und wenn wir mittags nach Hause kamen war das Essen heiß. - und eh - / das haben immer alle haben immer gesagt ((schmunzelnd)) / dass du das machst und dass dein Herd und dass dir das eh nicht anbrennt und hast so du keine Angst dass dass die Wohnung auf eh [...] ich sag nö. - also ich hab also der Technik immer volli\_ völlig vertraut ne? und ja dadurch wenn die um Viertel nach eins aus der Schule kamen war ich auch da - und wir konnten uns an Tisch setzen und brauchten nur grad alles aus m Backofen zu nehmen ne? (6,10-22)

Die Schilderung steht von vornherein unter dem Vorzeichen eines potentiellen gravierenden Vorwurfs, nämlich dem, dass berufstätige Mütter ihre Kinder „vernachlässigen“. Die Erzählerin greift dem geschickt vor, indem sie gleich von Anfang an betont, sie habe es „immer auch hingekriegt dass ich die Kinder nicht vernachlässigt hab“. Ihre Auseinandersetzung mit der Vereinbarkeitsfrage ist die Beweisführung dazu. Deren erstes Element ist die regelmäßige Anwesenheit nach Schulschluss der Kinder. Das zweite Element ist die Geschichte über den programmierbaren Herd, mit der nachgewiesen wird, dass sogar ein warmes Essen bereitstand, wenn die Kinder von der Schule kamen.

An dem programmierbaren Herd macht die Erzählerin zudem ihr Geschick und ihre Findigkeit deutlich, mit der es ihr gelungen ist, allen Anforderungen an sie gerecht zu werden. In ihrer Darstellung tauchen erst gar keine Probleme oder Konflikte auf; alles erscheint generalstabsmäßig geplant und überaus ausgeklügelt. Die Kombination aus einer Umstrukturierung des Tagesablaufs und der Nutzung moderner Technik führt ganz reibungslos zu dem erwünschten Ergebnis: „wenn wir mittags nach Hause kamen war das Essen heiß.“ Alles ist so, als wäre eine Hausfrau den ganzen Vormittag zu Hause gewesen und hätte sich um das Mittagessen für die Familie gekümmert. Die Protagonistin entkommt jedoch dieser Zeitstruktur und schlägt einen für die Berufstätigkeit freien Vormittag heraus,

indem sie sich technische Errungenschaften zueigen macht. Dabei macht sie ihre dafür nötige Leistung auch deutlich sichtbar. Technisches Wissen, Organisationstalent und frühes Aufstehen sind die Voraussetzungen, um einen reibungslosen Ablauf zu gewährleisten.

Zur Bestätigung des Erfolgs ihres Arrangements lässt die Erzählerin Außenstehende zu Wort kommen. Sie äußern Bewunderung, aber auch Skepsis, der die Protagonistin jedoch standhalten kann. Die Außenwahrnehmung ist in der Darstellung der Herd-Episode zum einen so wichtig, weil damit der Erfolg der eigenen Vereinbarungsbemühungen sozusagen objektiv bestätigt wird. Zum anderen wird die Protagonistin dadurch zu einer Art Trendsetterin, zu einer Person, die etwas Außergewöhnliches, Mutiges, vielleicht sogar Modellhaftes und vor allem Neues tut. Sie erregt Aufmerksamkeit als Protagonistin einer Modernisierung, die zunächst in der Nutzung des technischen Fortschritts besteht, die aber Voraussetzung für ein neuartiges Arrangement ist, das eine Berufstätigkeit bei voller Erfüllung der Hausfrauenpflichten erlaubt.

Letzteres ist besonders kennzeichnend für die Argumentation von Mairianne Cadenberg: Dass jemand zu Hause sein muss und ein Essen auf dem Tisch zu stehen hat, wenn die Kinder von der Schule kommen, wird nicht zur Disposition gestellt. Es geht darum, diese Standards aufrechtzuerhalten, um die Kinder „nicht zu vernachlässigen“. Die Veränderung besteht darin, auf welche Weise die Standards eingelöst werden und wie dabei noch zusätzlicher Spielraum für eine eigene Erwerbstätigkeit geschaffen wird.

Der Grundsatz ihrer Verfügbarkeit für ihre Kinder ist der Kern eines Programms, das Monika Cadenberg auch als ein politisches Programm mit dem Anspruch auf gesellschaftliche Entwicklung formuliert. Auf die Frage nach den ihrer Ansicht nach von einer erneuten Frauenbewegung zu vertretenden Forderungen nennt sie generell „mehr Gleichstellung von Frauen“ (35,29) und erklärt in diesem Zusammenhang ihre Absicht, sich in Zukunft politisch zu betätigen: „ich hab auch immer gesagt wenn ich mal – nicht mehr berufstätig bin gehe ich zu den Grauen Panthern“ (35,30f). Die Forderung nach „mehr Gleichstellung“ konkretisiert sie zunächst in der Forderung nach gleicher Entlohnung von Frauen und Männern im Beruf. Dann greift sie die frauenpolitische Forderung nach Ganztagschulen auf und distanziert sich davon. Dabei bemüht sie sich, deutlich zu machen, dass hinter ihrem Festhalten am Standard der häuslichen Kinderbetreuung kein unreflektierter Traditionalismus hinsichtlich der Geschlechterrollen steht. Sie betont an mehreren Stellen, dass es darauf ankäme, die Betreuung der Kinder durch deren eigene Eltern zu gewährleisten – „ob Mutter oder Vater wäre letztendlich egal“ (35,40) und müsse von ihnen selbst ausgehandelt werden. Eine volle Berufstätigkeit beider Elternteile in Familien interpretiert sie als Ergebnis entweder der Notwendigkeit, gezwungenermaßen zum Familieneinkommen beitragen zu müssen, oder von über-

steigerten Ansprüchen an den Lebensstandard. Daraus leitet sie ein politisches Programm ab:

da würd ich schon für kämpfen dass man sagt so – die ersten sechs Lebensjahre meinerwegen – zack sollte sollten die Frauen – die sollten nicht dabei verblöden ne? das mein ich nicht sondern äh vielleicht irgendwo zwei drei Stunden oder vielleicht kann man sich abwechseln mit m Partner aber – die sollten nicht gezwungen werden zu arbeiten – um Geld zu verdienen – für dieses tolle Leben sondern dass man das irgendwie – finanziert oder irgendwie macht – damit sie sich wirklich ihren Kindern widmen können und auch die Kinder was von denen haben und die Eltern auch was von denen haben – und da muss man irgendwelche Lösungen finden – dass man vielleicht halbtags arbeitet entweder morgens oder abends und dass die Partner sich dann abwechseln können das das fänd ich also ganz wichtig dass man da was tun würde – das fänd ich schon richtig – äh – wichtig und – ich glaube dann gäbs auch die Probleme mit der Pisastudie nicht mehr – wenn sich die Eltern n bisschen mehr um Kinder kümmern könnten (36,36-47)

Die Erzählerin fordert hier eine Freistellung von Müttern junger Kinder von der Erwerbsarbeit. Sie setzt zunächst zu der Formulierung einer sehr rigorosen Regel an: Abhängig von einer festzulegenden Altersgrenze der Kinder sollen Frauen nachdrücklich („zack“) von dieser Regelung erfasst werden. Was genau sie sollen – etwa zu Hause bleiben – , wird hier nicht mehr gesagt, weil die Erzählerin beim Sprechen vermutlich merkt, dass ihr Duktus dem von VerfechterInnen traditioneller Rollenbilder à la ‚Die Frau gehört ins Haus‘ ähnelt. Deshalb unterbricht sie sich und formuliert zunächst auch den Anspruch auf eine gleichzeitige Berufstätigkeit, um nicht zu „verblöden“. In ihrer Argumentation werden zwei zentrale Aspekte der Berufstätigkeit voneinander unterschieden und getrennt, nämlich der Erwerbsaspekt und der Aspekt der persönlichen – hier v.a. intellektuellen – Bereicherung. In der Regelung, die die Erzählerin vorschlägt, soll die Berufstätigkeit nur dem Letzteren dienen und von der ökonomischen Notwendigkeit entlastet und dadurch zeitlich reduziert werden. Wiederum bringt die Erzählerin den Erwerb hier mit einem Zwang in Verbindung, von dem sie die Frauen freisetzen will.

In zwei weiteren Punkten distanziert sie sich von der traditionellen Geschlechterrollenideologie: Indem sie von einem „Abwechseln“ bei der Kinderbetreuung spricht, bezieht die Erzählerin die Väter mit ein, was auch bei ihnen eine Reduzierung der Arbeitszeit erfordern würde. Zum Zweiten stellt sie neben den Gewinn, den die Kinder von der Verfügbarkeit der Eltern haben sollen, auch den Gewinn, den die Eltern aus dem Zusammensein mit den Kindern ziehen können.

Die AdressatInnen dieser Forderungen bleiben in den Formulierungen der Erzählerin uneindeutig. Vor allem das unpersönliche ‚Man‘ lässt in seiner Allgemeinheit an einen Appell an ‚die Politik‘ oder ‚den Staat‘ den-

ken. Obwohl zwischendurch der Eindruck entsteht, dass es Sache der Eltern ist, Regelungen zur häuslichen Betreuung ihrer Kinder zu finden, indem sie sich „abwechseln“, bleibt es dieses „Man“, das „da was tun“ und einen entsprechenden Rahmen schaffen soll. Insbesondere die Forderung, „dass man das irgendwie – finanziert“ erinnert an gängige familienpolitische Modelle wie das des Erziehungsgeldes ebenso wie an feministische Forderungen z.B. der umstrittenen Kampagne „Lohn für Hausarbeit“.

Für die Notwendigkeit solcher Maßnahmen wird das Argument eines gesellschaftlichen Problems ins Feld geführt: Wie bereits in anderem Zusammenhang (vgl. 10.2.2.5) führt die Erzählerin das in der Öffentlichkeit breit diskutierte schlechte Abschneiden deutscher SchülerInnen in der PISA-Studie auf deren Vernachlässigung durch ihre Eltern zurück. Damit macht sie die Freistellung von Eltern für die Kinderbetreuung sozusagen zum Anliegen der Zukunftsfähigkeit einer ganzen Gesellschaft. Sie greift hier auf eine Argumentationsstrategie zurück, die sie auch in Verbindung mit ihrer Professionalität als Erzieherin verfolgt hat. Ihre Devise „reden reden reden“, die sie zum Prinzip ihrer Hausaufgabenbetreuung macht und als Erfolgsmodell darstellt, wird mit dem Verweis auf die Notwendigkeit besserer häuslicher Kinderbetreuung angesichts der PISA-Ergebnisse ebenfalls zu einem generalisierbaren Programm zur Überwindung einer als dramatisch dargestellten gesamtgesellschaftlichen „Misere“. Eine ähnliche Erweiterung und Übertragung einer eigenen Praxis erfolgt auch hier: Das eigene Modell der Vereinbarung von Berufstätigkeit und trotzdem optimaler Kinderbetreuung wird zum politischen Programm.

Dieses Programm verbindet die Erzählerin, wie eingangs erwähnt, mit der Absicht, sich im Ruhestand aktiv in einer Partei zu engagieren. Damit nimmt sie einerseits Bezug auf das etablierte System von Parteipolitik und parlamentarischer Demokratie. Das Ziel ist, das von ihr formulierte Programm etwa in Form gesetzlicher Regelungen umzusetzen. Andererseits nennt sie mit den GRAUEN<sup>4</sup> eine Partei, die im bestehenden Parteiensystem eine Außenseiterrolle spielt. Dies korrespondiert mit der vernichtenden Kritik, die sie an anderer Stelle an den etablierten Parteien übt. Insgesamt ist ihre Vorstellung von Politik damit dennoch mit diesem Rahmen und mit „konventionellen“ (Holland-Cunz 2004: 471) Formen politischer Partizipation verbunden. Das bedeutet umgekehrt, dass der eigenen Praxis der Vereinbarung von Beruf und häuslicher Kinderbetreuung, obwohl die Erzählerin sie als modellhaft darstellt, keine explizit politische Dimension verliehen wird, sondern dem Privatbereich zugerechnet bleibt. Darin besteht ein wesentlicher Unterschied etwa zu Marlies Arndt, die die Kinder-

4 Die Erzählerin spricht von den „Grauen Panther“; so lautet der Name des Seniorenschutzbundes, aus dem die Partei DIE GRAUEN hervorgegangen ist. Dass die Erzählerin dennoch die Partei meint, wird an anderer Stelle deutlich, wo sie die Grauen Panther explizit als eine solche bezeichnet.

betreuung im Kinderladen zugleich als Voraussetzung für ihre Berufstätigkeit und als politisches Handeln versteht.

### 11.2.3 Resümee

Tanja Büttner und Monika Cadenberg schildern in den analysierten Episoden Erfahrungen aus Kontexten, die als alltägliche Schauplätze des Geschlechterkampfes gelten. Dies trifft insbesondere auf die Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt zu, um die es bei Tanja Büttner geht. Doch auch die sogenannte Vereinbarkeitsproblematik, bei der im öffentlichen Diskurs immer wieder die Ansprüche von Müttern auf eine befriedigende Berufstätigkeit und die Bedürfnisse von Kindern zueinander ins Verhältnis gesetzt werden, ist ein Thema, bei dem es eine zunehmende Sensibilität für seine politische Dimension gibt.

Dies ist jedoch zunächst nicht die dominante Perspektive, aus der heraus sich die Erzählerinnen mit ihren Erfahrungen auseinandersetzen. Im Rahmen der Geschichten, die erzählt werden, steht die individuelle Konfrontation mit konkreten Konfliktlagen im Vordergrund. Dem entsprechen die Problemlösungsstrategien, die die Erzählerinnen präsentieren und mit denen sie eine erfolgreiche Durchsetzung eigener Interessen verbinden.

Daneben, besonders in den eher theoretisierenden Passagen, verleihen sie ihren jeweiligen Problemlösungsstrategien jedoch eine Bedeutung, die über den Horizont ihrer individuellen Situation hinausgeht. Tanja Büttner nennt Konsequenzen für andere Frauen, die sich bei der Sportredaktion bewerben, in der sie ihr Praktikum gemacht hat. Monika Cadenberg sieht sich aufgrund der Reaktionen anderer auf ihr Haushaltsmanagement als Trendsetterin. Ihr Vereinbarungsarrangement präsentiert sie als verallgemeinerbares Modell, von dem sie sich die Lösung gesellschaftlicher Probleme verspricht.

Vor dem Hintergrund der Analysen zu „Politik“ als Konstruktionskontext für eine Akteurinnenschaft im Sinne der Veränderung sozialer Verhältnisse und vor allem aufgrund des öffentlichen politischen Interesses an den Fragen der Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt und der ‚Vereinbarkeitsproblematik‘ bleibt jedoch zu fragen: Inwiefern stellen die Erzählerinnen das Verständnis ihres Handelns noch auf einer anderen Ebene in einen politischen Rahmen?

Zunächst verstehen beide Erzählerinnen, auch wenn zumindest Monika Cadenberg ein politisches Engagement in Aussicht stellt, ihr in den Episoden geschildertes Handeln nicht als politisches Handeln – wohl aber als Einflussnahme auf soziale Verhältnisse. Sie sehen sich selbst aktiv an Veränderungen in ihrem Umfeld beteiligt; dass sie selbst geschafft haben, ‚anders zu leben‘, soll es auch anderen möglich machen.

Die eigene ‚andere‘ Praxis wird dabei mit sehr grundsätzlichen und allgemeinen Ansprüchen verbunden, die dem Ganzen doch eine politische

Dimension verleihen: Die Erzählerinnen legen ihrer individuellen Verteidigung der eigenen Interessen die allgemeinen Prinzipien der Gleichheit und Gerechtigkeit zugrunde, und dies nicht nur explizit bei der Formulierung ihrer politischen Standpunkte. Implizit sind diese Prinzipien auch schon die Basis für die Durchsetzung der eigenen Interessen, wie sie in den Episoden geschildert wird. Beide Protagonistinnen bringen ihr Umfeld durch ihre Leistung und ihr Engagement dazu, ihnen die Gleichheit zuzugestehen, die sie beanspruchen. Tanja Büttner überzeugt die Kollegen von ihren Fähigkeiten, und Monika Cadenberg sorgt dafür, dass sie der ihr ideell sehr wertvollen Berufstätigkeit (vgl. 10.2.2.3) nachgehen kann, obwohl sie zwei Kinder betreut. Ihr Handeln beinhaltet also insofern eine politische Dimension, als es die individuelle Einlösung allgemeiner Prinzipien zum Ziel hat, deren Realisierung eigentlich Gegenstand von Politik sein müsste.

Wo die Erzählerinnen unabhängig von ihrem eigenen Handeln über sozialen Wandel als Ergebnis explizit politischer Einflussnahme theoretisieren, ist das Subjekt des Veränderns ein unpersönliches „Man“. Damit kann die Frauenbewegung (Tanja Büttner) oder die Parteipolitik (Monika Cadenberg) gemeint sein; in beiden Fällen ist die Distanz offensichtlich groß. Dabei vollziehen die Erzählerinnen in Bezug auf dieses „Man“ unterschiedliche Bewegungen: Monika Cadenberg eignet es sich in gewisser Weise an, weil sie, über die Erweiterung ihrer individuellen Vereinbarkeitsstrategie zu einer allgemeinen Lösungsstrategie für gesellschaftliche Probleme, ihre Ideen zum Anliegen dieses „Man“ macht. Dazu passt auch der Plan, sich in Zukunft parteipolitisch zu betätigen. Tanja Büttner dagegen macht erst das „Man“ zum Subjekt von Veränderung („dass überhaupt was passiert“), spricht von dem Anspruch auf Gerechtigkeit aber nur noch als etwas, für dessen Einlösung sie selbst garantieren muss, indem sie sich individuell gegen Ungerechtigkeit „wehrt“. Möglicherweise hat diese Sicht der Dinge mit dem Erfolg der in der vorausgehenden Episode geschilderten Strategie zu tun, von der ja auch nicht nur die Protagonistin selbst profitiert hat. Insofern ist aus ihrer Perspektive vermutlich das Engagement in eigener Sache der greifbarere und vielversprechendere Weg zu Veränderungen.

Das Verhältnis von Veränderung sozialer Verhältnisse und Politik ist also hier nur schwer zu bestimmen; die beiden Dinge fallen jedenfalls nicht zusammen. Die Akteurinnenschaft, die die Erzählerinnen für sich selbst konstruieren, lässt sich als eine Akteurinnenschaft im Sinne einer Veränderung oder Verschiebung von Geschlechtergrenzen, v.a. was den Zugang zum Arbeitsmarkt anbelangt, verstehen. Beide Erzählerinnen sehen sich, wenn nicht an der Beseitigung, so doch an der Minderung von Barrieren beteiligt, die bislang eine befriedigende Berufstätigkeit von Frauen erschwerten. Doch ein explizit politisches Engagement wird anderswo angesiedelt – in Parteien oder der Frauenbewegung, zu denen sich

die Erzählerinnen noch einmal eigens und in Abwägung der zuvor geschilderten Erfahrungen eher theoretisch positionieren. Auch wenn politische Einflussnahme als vielversprechend für die Veränderung sozialer Verhältnisse angesehen wird, leitet sich daraus nicht unbedingt ein eigenes Aktivwerden in einem explizit politischen Kontext ab. Die persönliche Akteurinnenschaft im Sinne der Entwicklung individueller, aber verallgemeinerbarer Problembewältigungsstrategien steht demgegenüber im Vordergrund.

### 11.3 Generationenbeziehungen als Kontext

Neben den Kontexten, in denen die Veränderung sozialer Verhältnisse in erster Linie als politisches Projekt begriffen wird oder die individuelle Einflussnahme mehr oder weniger mit einer politischen Dimension in Zusammenhang gebracht wird, gibt es einen weiteren Kontext für die Konstruktion von Akteurinnenschaft im Bezug auf die Veränderung sozialer Verhältnisse, der kaum mit politischen Herangehensweisen in Verbindung steht. Er wird in den Interviews viel breiter thematisiert als die bereits angeführten Kontexte. Wie sich im Material zeigt, sind intergenerationale Beziehungen als Kontexte der Konstruktion von Akteurinnenschaft im Sinne eines sozialen Wandels von großer Relevanz.

Dass eine intergenerationale Perspektive Aufschluss über soziale Wandlungsprozesse verspricht, ist auch einer der Ausgangspunkte der vorliegenden Untersuchung. Dabei geht es nicht nur darum, im Generationenvergleich Unterschiede sichtbar und Generationen voneinander abgrenzbar zu machen, wie dies etwa Elisabeth Beck-Gernsheim (1983) versucht, um den von ihr konstatierten bedeutenden Individualisierungsschub im weiblichen Lebenszusammenhang sichtbar zu machen. Vielmehr stand bislang die Rekonstruktion von komplexen, nicht linearen und zum Teil widersprüchlichen Prozessen von Tradierung und Transformation zwischen miteinander verknüpften Biographien im Vordergrund.

Inwiefern dabei die Generationenbeziehungen im engeren Sinne „als Orte der Tradierung und Veränderung von Weiblichkeit“ (Bürmann/Micus-Loos 2002: 101) gelten können, war seit Beginn der Frauenforschung Thema. So wurden Erziehung und geschlechtsspezifische Sozialisation, die Kinder in der Familie erfahren, immer wieder als zentraler Bereich der Herstellung geschlechtlich identifizierter Individuen untersucht (vgl. ebd.: 102ff). Auch bei der stärker an der sozialstrukturellen Ebene interessierten Frage nach dem Wandel der Geschlechterverhältnisse hat sich der Blick auf die intergenerationale Interaktion als aufschlussreich erwiesen. In den Forschungsprojekten von Claudia Born und Helga Krüger zum Wandel geschlechtsspezifischer Lebensführung wurden quantitative und qualitative Daten von in den 1930er Jahren geborenen Frauen, ihren Ehepartnern

und Kinder erhoben (vgl. Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996; Krüger 1997; Krüger/Born 2000; Born 2001). Durch diesen in der Lebenslaufforschung eher unüblichen Zugang gelang es, in mehrfacher Hinsicht nachvollziehbar zu machen, inwiefern die untersuchten Frauen der Müttergeneration als Akteurinnen eines Wandels im Geschlechterverhältnis gesehen werden müssen: Sie haben für sich nicht nur eine durch den hinterherhinkenden normativen Wandel verdeckt gebliebene deutliche Berufsorientierung realisiert und waren bereits in einem unerwarteten Maße erwerbstätig; daneben

„haben die Frauen die Weiterentwicklung über die Generationengrenze in Richtung neuer Geschlechterrollen aktiv vorangetrieben, und zwar als Erweiterung und Angleichung für beide Genusgruppen. Ihre Söhne haben sie mehrheitlich an die Familienarbeit herangeführt und ihr damit das Stigma der Unmännlichkeit genommen [...]. Ihren Töchtern haben sie die Erwerbsarbeit nicht nur als wichtiges Element auch weiblicher Lebensführung nahe gebracht sondern sie, auch vor dem Hintergrund eigener Erfahrung um deren Bedürfnis nach möglichst großer Kontinuität in der Berufsarbeit wissend – wenn nötig und möglich –, auch bei deren Realisierung (z.B. durch Betreuung der Enkelkinder) unterstützt“ (Born 2001: 37).

Damit entsteht bereits ein differenzierteres Bild von Generationeninteraktionen, das nicht nur mit einer Abgrenzung der jeweils jüngeren von der älteren Generation als Prinzip gesellschaftlichen Wandels oder gar Fortschritts rechnet. Eine Vielfalt relevanter Interaktionsmuster innerhalb der „Generationenbeziehungen als Orte der Tradierung und Veränderung von Weiblichkeit“ zeigte sich auch in dem dieser Untersuchung zugrunde liegenden Material. Dabei spielt das dem dominanten alltagstheoretischen Generationsverständnis entsprechende Motiv „Nicht wie meine Mutter werden“ (Marlies Arndt, 13,17; vgl. 9.2.3.2) eine große Rolle. Daneben werden, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, auch solche intergenerationalen Auseinandersetzungen relevant, in denen etwa Veränderungen bei der Mutter auf den Einfluss der Tochter zurückgeführt werden.

Vor allem aber wird im vorliegenden Material deutlich, dass in den Biographien der befragten Frauen der Bereich der Generationenbeziehungen ein prominenter Kontext der Selbstkonstruktion als Akteurin eines Wandels ist. So werden etwa Richtungsentscheidungen für das eigene Leben sozusagen in einem Dialog mit der anderen Generation inszeniert, in dem die angestrebte Differenz (oder Übereinstimmung) zum Thema gemacht wird. Entsprechendes wurde bereits an der Biographie von Marlies Arndt deutlich; darin ist die Bezugnahme auf die Biographie der Eltern bzw. vor allem der Mutter eine erzählerische Figur zu Formulierung eigener, alternativer Entwürfe. Da die Kritik am Leben der Mutter als Ausgangspunkt für Veränderungen im eigenen Leben bzw. ein ,anderes Le-

ben<sup>4</sup> ein so vertrautes Motiv ist, soll zunächst dieser Faden aufgenommen werden.

### 11.3.1 „Hausfrauendasein“ der Mutter als Negativfolie und Gegenstand der Auseinandersetzung

Bei Marlies Arndt stellt, wie bereits beschrieben, besonders das „Hausfrauendasein“ der Mutter einen Gegenstand der Abgrenzung dar (vgl. 9.2.3.2). So auch bei Monika Cadenberg:

dann hab ich manchmal gesagt es ist langweilig. ich will nicht nur Hausfrau sein. und dann bin ich ganze Tage angefangen zu arbeiten. was natürlich auch nachher erforderlich war da Thea anfang zu studieren - eh ne? das das kostet ja auch schrecklich viel Geld und jetzt Nicole studiert also es hat ja immer Geld gekostet auch ne? und eh - nee das muss ich sagen da haben haben wir also sehr viel Glück gehabt und dass ich das hingekriegt habe. Gut ich hab meine Mutter immer - die war immer da aber andererseits denk ich manchmal - sie hat sehr viel - nicht mitgekriegt. sie hat diese sozialen Kontakte im Beruf nicht mitgekriegt - sie hat zwar immer irgendwelche Freundinnen oder Nachbarinnen gehabt aber - so da so ne Erfüllung wie ich meinetwegen im Beruf gehabt hab die hat sie nie gehabt. / I: mh / und ich denke das ist auch wichtig. dass man dass man das auch als Frau erlebt nicht nur n Mann der seinen Job hat sondern auch ne Frau muss irgendwas haben - hier - das kann ich - dafür krieg ich Geld und da bin ich gut drin in dem Job ne? das kann man nicht nur als Hausfrau oder so machen ne? und - das das hab ich damals immer schon - immer gesagt nee. was Mutti da macht - (6,33-47)

An die Entscheidung, wieder ganztags zu arbeiten, schließt die Erzählerin zunächst eine Reihe von Argumenten an – die ‚subjektive‘ Langeweile, damit den Hinweis auf ‚objektive‘ freie Kapazitäten und reduzierte Inanspruchnahme durch Kinder und Haushalt und die ‚objektive‘ finanzielle Notwendigkeit. Dann wird relativ unvermittelt der Vergleich mit der Mutter eingeführt. Sie steht zunächst für die Norm oder Optimalvorstellung, dass eine Mutter jederzeit präsent zu sein hat; diese wird an sich nicht hinterfragt oder kritisiert. Der Anspruch wird vielmehr einem anderen gegenübergestellt und erst dadurch relativiert. Schon mit dem Wort „andererseits“ wird klar, dass es hier um eine Konkurrenz von (möglicherweise schwer zu vereinbarenden) Ansprüchen geht. Diese werden zunächst aus der Perspektive der Mutter formuliert bzw. es wird ein Defizit bei ihr festgestellt hinsichtlich von Dingen, die nicht mit ihrer Funktion für andere, sondern mit eigenen Bedürfnissen zu tun haben. Die Erzählerin unterstellt hier zwei Dinge als ganz basale und generalisierbare Bedürfnisse: „soziale Kontakte“ und „Erfüllung“. Mit dem Begriff „soziale Kontakte“ nimmt sie Bezug auf sozialwissenschaftliche Diskurse – in einer popularisierten Form –, die Bedingungen des Mensch-Seins reflektieren, den Menschen

als ein soziales Wesen definieren und daraus ableiten, was Voraussetzungen eines gelingenden Lebens sind. Die Erzählerin geht hier allerdings weiter, sie akzeptiert nicht soziale Kontakte an sich, wie sie bei der Mutter zu Nachbarinnen und Freundinnen bestehen, sondern argumentiert mit einer ganz bestimmten Form sozialer Kontakte, nämlich denen im Beruf. Dies führt sie nicht weiter aus, es wird jedoch deutlich, dass sie den sozialen Kontakten im Beruf eine andere Wertigkeit zumisst. Aus der Erklärungsnot heraus, die offensichtlich mit dem Zugeständnis vorhandener Kontakte der Mutter im nicht-beruflichen Umfeld entsteht, führt die Erzählerin noch ein anderes Argument an. Es ist das Motiv der „Erfüllung“ durch den Beruf. Damit begibt sie sich auf eine noch stärker wertende, moralische Ebene, was die Beurteilung eines gelingenden Lebens betrifft. Während soziale Kontakte eher etwas Basales sind, ist „Erfüllung“ etwas, das mit weitergehenden Vorstellungen von Lebenssinn und -glück zu tun hat. Dass dies der Mutter vorenthalten wurde bzw. sie es nicht angestrebt hat, bringt ein gewisses Maß an Tragik und Pathos in die Schilderung. Solch gewichtige Fragen eines gelingenden Lebens oder eines Lebens, in dem Möglichkeiten eingelöst oder nicht eingelöst wurden, verleihen den Ansprüchen, die die Erzählerin für sich formuliert und als verwirklicht präsentiert, größere Legitimität.

Ganz konsequent nimmt sie in ihrer weiteren Argumentation einen normativen Standpunkt ein. Es ist von einem „Man“ die Rede; sie formuliert nicht mehr mit konkretem Bezug auf das Leben ihrer Mutter oder auf ihre eigenen Vorstellungen, sondern referiert allgemeingültige Maßstäbe. Diese werden nicht nur abgelöst von der Person, sondern auch abgelöst von historischen Umständen, also zeitlos formuliert. Die Erzählerin macht ihre eigene Positionierung zwar über einen Generationenvergleich deutlich und benutzt dazu das Motiv des „Nicht wie meine Mutter werden“, um eine von ihr realisierte Veränderung deutlich zu machen. Ihren Standpunkt beschreibt sie jedoch gerade nicht als einen aktuell zeitgemäßen und damit zeitabhängigen, sondern als einen, der sich prinzipiell auf das Leben der Mutter zurückprojizieren ließe. Der Anspruch, dass auch eine Frau über eine Berufstätigkeit ihre eigene Kompetenz erleben und Anerkennung erfahren muss, macht vor den historischen Bedingungen, die das vielleicht nicht zugelassen haben, nicht Halt.

Unter der Voraussetzung der Gültigkeit dieses generellen Anspruchs nimmt die Erzählerin dies als Maßstab für das Verhalten ihrer Mutter. Sie macht sie selbst dafür verantwortlich, dass ihr die „sozialen Kontakte“ und die Anerkennung nicht zuteil wurden und kritisiert „was Mutti da macht“. Ihre kritische Haltung datiert die Erzählerin zeitlich zurück („damals schon immer“) und verleiht ihr damit eine Bedeutung für ihre eigenen bereits getroffenen Lebensentscheidungen. Es selbst anders zu machen wird so zum Ergebnis der Auseinandersetzung mit dem von der Mutter Vorgelebten. Gleichzeitig wird vor dem Hintergrund des von der Mutter Repräsentierten

die Akteurinnenschaft der Erzählerin hinsichtlich einer Veränderung des Vorgefundenen umso deutlicher.

Auf die Aufforderung hin, ihr eigenes Leben mit dem ihrer Mutter zu vergleichen, konstruiert auch Tanja Büttner die intergenerationale Beziehung als einen Ort, an dem Veränderungen verhandelt werden:

ich seh des halt nur einfach auch d\_ die Unterschiede dass sie sich schon voll noch so in der in der klassischen Frauenrolle auch drin sieht irgendwie / I: mh / dass dass sie halt zum Beispiel dafür sorgen muss dass was / zu Essen da is ((lachend)) / oder dass ein Essen auf m Tisch steht wenn die Männer heimkommen oder - solche Sachen ne? irgendwie oder dass oder da hab ich mich früher auch oft mit ihr gestritten und überhaupt also dass halt immer des - naja wenn halt auch im Haushalt was zu helfen is dann kommen scho erst mal die Mädels und helfen / I: mh / und dann vielleicht mal der Bruder und und so und - ich fand des jetzt auch net so des Argument dass er dann schon gearbeitet hat und dass ich halt zum Beispiel / I: mh / nur also Abi gemacht hab oder so weil ich immer gesagt hab ja hallo ich mein des is auch ne Arbeit auch wenn ich denken muss / oder wenn ich da was machen muss ((lachend)) / oder halt auch im Studium oder so - war des auch manchmal total schwierig dann irgendwie zu sagen ich brauch jetz Ruhe und ich brauch jetz Zeit zum Lernen und / I: mh / da kann ich jetz auch net dauernd hier rumhupfen und da alles mögliche - und so (21,20-38)

Anders als Monika Cadenberg markiert die Erzählerin die Zeitgebundenheit dessen, was sie an ihrer Mutter kritisiert. Die „klassische[n] Frauenrolle“, in der die Mutter „noch so drin“ ist<sup>5</sup>, ist ein Anachronismus. Als „klassisch“ werden zwar Dinge bezeichnet, die über lange Zeit hinweg Maßstäbe setzen und ihren Wert bewahren. Sie stammen aber immer aus einer Zeit, die eigentlich schon vorbei ist. Das steckt vor allem in Formulierungen wie „noch immer“.

Wenn die Erzählerin hier von einer „Rolle“ spricht, macht dies deutlich, dass sie etwas im Auge hat, das der Person, um die es geht, in gewisser Weise äußerlich bleibt und damit veränderbar oder potentiell austauschbar ist. Es ist nichts, was so sein muss und nicht anders sein kann. Darüber hinaus verweist die Terminologie auf einen Diskurs, der eine aktuell zunehmende Auflösung starrer Rollen annimmt und damit das Festhalten an einer Rolle als ein Relikt aus vergangenen Zeiten qualifiziert. Das Beispiel des für die von der Arbeit kommenden Männer gedeckten Tisches, das die Erzählerin für die Ungebrochenheit der Frauenrolle bei ihrer Mutter anführt, kann unkommentiert stehen bleiben und wird ganz selbst-

5 Hier besteht eine Diskrepanz zwischen der Wahrnehmung der Tochter und der Selbstwahrnehmung der Mutter, die sich als „kein Hausfrauentyp“ bezeichnet (6,3). Allerdings konzediert auch die Mutter im Hinblick auf die Frage der „Rolle“: „Ich leb an sich schon in am Rollenverständnis noch - des a Stück weit traditionell vielleicht is“ (23,18f), was ihre Selbstbeschreibung in sich brüchig macht.

verständlich mit einem Lachen quittiert. Die Erzählerin kann hier ein (generationales?) Einverständnis darüber voraussetzen, dass die Szene etwas stereotyp Rückwärtsgewandtes hat.

Der Ansatzpunkt der Kritik an der Mutter ist also bei Tanja Büttner gerade nicht ein mit überzeitlicher Gültigkeit ausgestatteter Maßstab wie etwa der einer ‚guten Mutter‘, dem ein ebenso grundsätzlicher Anspruch auf „Erfüllung“ entgegengesetzt wird, sondern die zeitliche Relativität von Maßstäben. Die „Frauenrolle“ der Mutter ist deshalb angreifbar, weil sie als überholt gilt. Anders als Monika Cadenberg schildert Tanja Büttner außerdem auch eine direkte Auseinandersetzung mit ihrer Mutter, in der es um die verwendeten Maßstäbe und ihre Gültigkeit geht. In der geschilderten Szene wehrt sich die Tochter dagegen, dass der Maßstab der „Frauenrolle“ auf sie angewandt wird. Die Korrelation von „Mädels“ und „im Haushalt helfen“ ist damit Gegenstand der Auseinandersetzung. Allerdings beruft sich auch die Mutter offensichtlich nicht mehr auf die naive Einteilung von Frauen- und Männerarbeit. Das „Argument“ lautet, dass der Bruder aufgrund seiner Erwerbstätigkeit von der Hausarbeit verschont bleiben soll. Gegen diese verfeinerte Form einer Reproduktion der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung wendet die Erzählerin die Ernsthaftigkeit ihrer eigenen Tätigkeit ein: Das Lernen für Abitur und Studium soll mit der Berufstätigkeit des Bruders auf eine Ebene gestellt werden. Damit verlagert sich die Auseinandersetzung um die geschlechtsspezifische Heranziehung der Hausarbeit auf ein anderes Feld; es geht darum, der Mutter die Bedeutung des eigenen Lernens klarzumachen, die diese offensichtlich nicht einschätzen kann.

Direkt im Anschluss kommt die Erzählerin wieder auf die Relativierbarkeit der Vorstellungen der Mutter zurück:

und des war aber für sie irgendwie - is des schon eher so noch - aber ich glaub dass / ich sie da bisschen beeinflusst hab also ich glaub dass ich ((lachend)) // I: mh / also dadurch dass ich da halt immer drauf bestanden hab dass was - dass des doch eigentlich nur so - so so eh - halt mal irgendwie übermittelt worden is dass es so sein muss aber dass des noch kein Grund is dass es immer so so bleiben muss oder so - und glaub ich schon dass ich auch oder dass ich zum Beispiel da vielleicht auch ein bisschen dazu beigetragen hab dass se auch gesagt hat nee sie muss wieder arbeiten oder so weils / I: mh m / weil ihr da auch halt die Decke auf n Kopf gefallen is daheim und des kann ich auch voll gut verstehn und des könnt ich auch net - also denk ich mal immerzu daheim hocken. (21,38-49)

Hier schreibt sich die Erzählerin selbst einen Einfluss auf die Orientierungen der Mutter zu. Diese geben nicht nur einfach eine Negativfolie ab, sondern sind Gegenstand der Kommunikation und damit selbst in einen Veränderungsprozess eingebunden. Ihren eigenen Part in diesem Veränderungsprozess markiert die Erzählerin mit dem Argument der Zeitgebundenheit von Normen. Sie setzt der von der Mutter vertretenen Norm nicht

wie Monika Cadenberg allgemeingültigere Maßstäbe gegenüber, die auch für die Mutter schon hätten gelten müssen. Der ‚objektive‘ Standpunkt, den sie hier einnimmt, ist der eines Relativismus. Mit dem formalen Argument, dass Tradition „noch kein Grund ist dass es immer so so bleiben muss“ wird eine überzeitliche Gültigkeit von Normen generell in Frage gestellt und nicht eine Norm durch eine andere ersetzt. Damit wird jedoch, anders als bei Monika Cadenberg, keine Auseinandersetzung um den Inhalt der Norm geführt; es wird unterstellt, dass es für die Norm, dass Frauen die Hausarbeit machen, keine anderen Argumente gibt als das der Tradition. Dabei wurde die Mutter in der oben beschriebenen Szene mit einem Argument zitiert, das die Einbindung in Erwerbsarbeit zum Ausschlusskriterium für die Heranziehung zur Hausarbeit macht.

Dennoch postuliert die Erzählerin einen Erfolg ihrer Argumentationsstrategie: Die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit durch die Mutter ist der Beleg dafür. Als ein weiteres Argument wird ins Feld geführt, dass die Beschränkung auf die Hausarbeit für die Mutter unbefriedigend war. Es klingt fast, als habe sie sich ohnehin in ihrer Situation als Hausfrau nicht wohlfühlt, diese aber aufgrund ihres Festhaltens an der „klassischen Frauenrolle“ nur verlängern können und lediglich ein einleuchtendes Argument gebraucht, um etwas an ihrer Situation zu ändern. Mit dem Verweis darauf, dass das in ihrem Sinne ‚normgerechte‘ Leben der Mutter unbefriedigend war, greift die Erzählerin hier nun doch noch ein inhaltliches Motiv auf, das auch Monika Cadenberg offensiv ins Feld geführt hatte. Die Hausfrauenexistenz als solche wird als isolierend, einengend und zu arm an Anregungen kritisiert, was letztlich der Grund ist, sie hinter sich zu lassen. In diesem Beispiel wird jedoch ein Veränderungsprozess konstruiert, den nicht erst die Tochter in Abgrenzung von der Mutter vollzieht, sondern einer, der aufgrund der intergenerationalen Auseinandersetzung auch bei der Mutter greift.

### 11.3.2 Erziehungspraxis der Eltern als Ressource für Veränderung

Auch wenn das „Hausfrauendasein“ der Mutter als Leitbild für das eigene Leben so nachdrücklich abgelehnt wird, kann dem eine große Wertschätzung des erzieherischen Verhaltens beider Eltern gegenüber stehen. Einige Erzählerinnen sehen in der Erziehung und der Unterstützung, die sie erfahren haben, gerade die notwendigen Ressourcen, die ihnen ein ‚anderes Leben‘ als das, das die Eltern selbst führen, ermöglichen. So erwähnt Marlies Arndt, welche großen Freiräume ihre Mutter, die als Jugendliche ihrer Einschätzung nach selbst „wenig Spaß“ (37,27) hatte, ihr in Sachen Ausgehen gewährte. Ebenso schätzt sie die Toleranz, die ihre Eltern ihrem „Hin- und Herflippen“ zwischen Afeld und Gestadt entgegenbrachten (vgl. 9.2.3.3). Tina Aumann bringt die Finanzierung ihres Studiums durch ihre

Eltern, die ihr die Unabhängigkeit von ihrem Ehemann sicherte, mit den Erfahrungen ihrer Mutter in Zusammenhang, der eine finanzielle Eigenständigkeit zu Beginn ihrer Ehe fehlte (vgl. 9.2.4.3). Thea Cadenberg beschreibt ein Drängen ihrer Eltern auf eine Verselbstständigung der jugendlichen Tochter und die „liberale“ Haltung (39,8), was spätes Nachhausekommen und erste Freunde anbelangt; sie interpretiert dies als Reaktion insbesondere ihrer Mutter auf die elterliche Strenge, mit der sie selbst als Jugendliche konfrontiert war.

Der Umgang der Eltern mit der Frage des abendlichen Ausgehens und insbesondere mit möglichen ersten sexuellen Beziehungen der Töchter scheint hier als besonderer Prüfstein für die erzieherische Kompetenz der Eltern herangezogen zu werden. Noch stärker als Thea Cadenberg bewertet Tina Aumann den Umgang ihrer Eltern mit ihren ersten Liebesbeziehungen als besonders beispielhaft für die von ihr sehr positiv empfundene Erziehung (vgl. 9.2.4.2):

das war einfach alles ganz ganz offen so / I: mh / ne? also ich musste das nicht verstecken und ich hatte dann irgendwie meinen Freund und wir sind dann händchenhaltend zur Schule gegangen und also ich mein wir waren natürlich auch schon irgendwie in der sechsten Klasse oder so / I: mh / und der hat dann auch bei mir übernachten können und - also es war überhaupt kein Stress das so ich weiß noch dass es bei andern irgendwie irgendwie undenkbar war / I: mh / und und wir haben einfach irgendwie jetzt da überhaupt nichts Schlimmes gemacht sondern das war irgendwie einfach ganz okay dass dass wir da irgendwie so ne so ne kleine Teenagerliebe hatten / I: mh / aber ohne dass was passiert ist oder dass unsere Eltern uns da einfach auch vertraut haben so ne? / I: mh / und und das is irgendwie also so das das hat es echt irgendwie ganz toll gemacht auch ne? also wo wo ich auch weiß dass dass da einfach viele mich dann auch irgendwie beneidet haben dass das irgendwie da da einfach ehm keine Probleme gibt. / I: mh / also wir haben haben es trotzdem nie irgendwie überspannt. also oder oder auch auch also ich. und und Jan auch nicht. / I: mh / also das hätt ich ja auch mitbekommen ne? weil wir haben haben halt über alles geredet und uns wurde das eigentlich immer alles erlaubt aber wir haben haben auch genau gewusst dass ehm dass erst dann auch was passiert wenn ichs auch wirklich will oder so also sei es jetzt mit irgendnem Mann oder mit m irgendn da war ich ja noch kleiner n Junge dann=e hatt ich das auch im Griff so ne? / I: mh / und das wussten eigentlich auch meine Eltern und dadurch wer\_ gabs gabs da irgendwie keine Verbote ehm und das das funktionierte gut. das würd ich dann auch letztendlich - ehm auch auch meinen Kindern so vermitteln. (12,10-41)

Die Beschreibung des „offenen“ Umgangs mit dem Thema zwischen Eltern und Kindern funktioniert hier im Wesentlichen über eine Absetzung von dem, was als Regelfall elterlichen Verhaltens unterstellt wird. Die hier betonte Offenheit steht im Gegensatz zu dem Tabu, mit dem Sexualität traditionell belegt ist, wenn es um die Erfahrungsräume von Kindern geht. Sie gelten in den erzieherischen Vorstellungen vieler Erwachsener als

Räume, die von erwachsenen Realitäten wie dem Erleben von sexueller Intimität abgeschirmt werden müssen.

Die Erzählerin folgt selbst einem anderen Konzept: Sie nimmt das Eingehen von ersten Liebesbeziehungen während des Heranwachsens als gegeben und vergleicht die Bereitschaft von Erwachsenen, diese zu akzeptieren. Für die Heranwachsenden besteht der Unterschied darin, ob sie ihre Beziehungen „verstecken“ müssen oder „offen“ und öffentlich führen können. Mit der Einlassung, sie und ihr Freund seien zum Zeitpunkt der Beziehung „schon irgendwie in der 6. Klasse“ gewesen, macht sie allerdings auch ein Kriterium relevant, das von Erwachsenen häufig in Anspruch genommen wird, um eine Grenze zwischen einem geschützten kindlichen Erfahrungsraum und dem ‚Erwachsenenleben‘ zu ziehen: Die Teilhabe der Heranwachsenden an etwas, das sonst nur Erwachsenen zugestanden wird, ist verknüpft mit dem Alter und einer damit unterstellten Reife. Auch die Klarstellung, dass es sich in ihrem Fall um eine „kleine Teenagerliebe [...] aber ohne dass was passiert ist“ handelte, also gar nicht um eine sexuelle Beziehung im engeren Sinne, der der Argwohn und die Verbote anderer Eltern gelten, bezieht sich auf die Wahrnehmung durch diese anderen Eltern. Die Klarstellung ist ein Argument gegen die Annahme einer prinzipiellen Gefährdung von Jugendlichen und insbesondere Mädchen durch Sexualität, die dem Verhalten vieler Eltern zugrunde liegt.

Vor diesem Hintergrund wird die Erziehungspraxis der Eltern der Erzählerin zugleich als plausibel und als Ausnahmefall charakterisiert. Die Freiräume, die ihre Eltern ihr zugestanden haben, markiert sie ganz deutlich als ein Privileg, das eine Besonderheit des eigenen Elternhauses im Unterschied zum allgemein Üblichen darstellt. Der Tolerierung selbst des Übernachtens stehen der „Stress“ und das Tabu in anderen Familien gegenüber. Der Neid vieler anderer macht die Singularität der eigenen Erfahrungen besonders ersichtlich.

Die ‚Fortschrittlichkeit‘ in der Frage der Freiräume für erste Liebesbeziehungen verbindet die Erzählerin mit einem erzieherischen Prinzip ihrer Eltern, das sie schon an anderer Stelle (vgl. 9.2.4.2) beschrieben hat: Es geht den Eltern um eine Basis des Vertrauens und um Kommunikation statt Kontrolle. Die Pointe der Geschichte ist schließlich, dass die Erzählerin darin die Grundlage für die Entwicklung ihres selbstbestimmten Umgangs mit Sexualität sieht. Das Vertrauen der Eltern beruht gleichzeitig auf der Voraussetzung „dass erst dann auch was passiert wenn ichs auch wirklich will“ und macht die Selbstbestimmung der Tochter möglich, indem es ihr den Freiraum gibt, der anderen vorsorglich erst gar nicht zugestanden wird.

Dass sie dies ‚anders (er-)leben‘ kann als viele Gleichaltrige, ist an dieser Stelle nicht in erster Linie das Projekt der Protagonistin, sondern das ihrer Eltern. Dennoch eignet es sich die Erzählerin hier als eine Besonderheit an, die ihr Aufwachsen ausgemacht hat und die in dem Wandel be-

gründet liegt, den ihre Eltern im Vergleich zu ihrem Umfeld vollzogen haben. In dem Statement, dass sie das „auch meinen Kindern so vermitteln“ würde, steckt damit sowohl das Moment der Tradierung als auch das der Veränderung. Es handelt sich sozusagen um die Weitergabe der Möglichkeit, „anders zu leben“.

Tanja Büttner charakterisiert den strengen Erziehungsstil ihrer Eltern ebenfalls u.a. über den Umgang mit dem Thema Sexualität: Es wäre „überhaupt unmöglich gewesen dass eh überhaupt dran zu denken dass ich vielleicht mal bei dem [Freund, C.T.] übernachten könnte“ (9,28f). Was andere von den Eltern auferlegte Grenzen anbelangt, stellt die Erzählerin das Ringen um Kompromisse mit den Eltern in den Vordergrund:

es war aber auch wirklich so also objektiv im Vergleich auch zu den andern - auch aus der Klasse oder so hab ich immer weniger gedurft. immer. also=e es war egal eigentlich was war aber wenn die bis dann und dann irgendwie wohin durften dann durfte ich halt - ne halbe Stunde weniger oder ne Stunde weniger oder so. aber jetzt auch net weil die Eltern deswegen gefragt hätten wie lang dürfen die und deswegen darfst du jetzt weniger sondern des haben die halt sich so eingebildet des muss so und so sein - und dann - also glaub ich wars auch wars auch nicht so dass wenn die dann gehört haben die andern die dürfen viel länger dass se dann noch irgendwie gesagt hätten na gut dann darfst du halt - naja ich glaub vielleicht vielleicht wars schon so aber wenn ich halt / heut seh wies bei meiner Schwester ist ((schmunzelnd)) // I: mh / die die entweder kann die des besser oder meine Eltern sagen auch manchmal sie haben nimmer den Nerv wie damals. / I: mh / also damals da - / ((lacht)) / haben sie halt doch vielleicht noch Nerven wie Drahtseile gehabt haben gesagt nee. so is des und fertig - und sie halt jetzt sie - also tut halt so lang rum und ach bitte und komm und die andern und überhaupt und die Eltern sagen zwar immer die andern sind kein Maßstab aber - aber dann also ihr wird dann doch immer noch was zugegeben oder okay und nachgegeben (9,7-27)

Hier bezieht die Erzählerin für ihre Kritik den Standpunkt des in dem für sie wichtigen sozialen Umfeld allgemein Gültigen. Der „Vergleich“ mit den KlassenkameradInnen macht ihre Einschätzung „objektiv“. Das Zurückbleiben hinter diesem Standard bedeutet eine zeitliche Verzögerung in der Bereitschaft der Eltern, der Tochter mehr Freiheiten zuzugestehen; dies passt in das Muster, das die Erzählerin auch im Zusammenhang mit der „klassischen Frauenrolle“ der Mutter zeichnet. Das Problem wird wiederum dort geortet, wo die Eltern nicht bereit sind, eine Relativität von Normen anzuerkennen (vgl. 9.3.1.4). Sie weigern sich, die Wahrnehmung anderer – der Tochter und der Eltern der KlassenkameradInnen – in ihre Beurteilung einzubeziehen und halten stattdessen an feststehenden Prinzipien fest. Dies erklärt die Erzählerin zwar in erster Linie, um nicht den Eindruck eines Despotismus der Eltern entstehen zu lassen. Sie greift damit aber zu einer ähnlichen Argumentation wie im Zusammenhang mit der

Verknüpfung von Hausarbeit und Frau-Sein: Etwas muss nicht so bleiben, wie es ist, weil es seit langem verbürgt scheint. Hier lautet das analoge Argument: Etwas muss nicht so sein, wie die Eltern es sich „einbilden“ – die anderen zeigen, dass es auch anders sein kann. Allerdings führt die Auseinandersetzung mit den Eltern in diesem Fall zunächst zu keinem befriedigenden Ergebnis, zumindest zu keinem, das die Empörung der Erzählerin über die Strenge ihrer Eltern in ihrer Erinnerung relativiert hätte. Erst die Schwester kann eine Veränderung herbeiführen. Diese wird allerdings nicht als Lernprozess konstruiert, wie im Zusammenhang der „klassischen Frauenrolle“ angedeutet, sondern mit dem Nachlassen der Widerstandskraft der Eltern und dem größeren Maß an Beharrlichkeit bei der Schwester begründet. Obwohl die Eltern rhetorisch an der Absolutheit ihres Standpunkts bzw. dessen Nichtrelativierbarkeit durch „die anderen“ festhalten, verändert sich de facto die Praxis.

Hier ist also die Erziehung durch die Eltern nicht die Ressource, die es den Töchtern ermöglicht, ‚anders zu leben‘. Aber die Töchter werden, was die Toleranz der Eltern und die Vorstellungen von Geschlechterrollen anbelangt, zu Initiatorinnen von Veränderungen bei den Eltern. Auch so kann eine Akteurinnenschaft bezüglich eines Wandels im unmittelbaren Umfeld konstruiert werden.

In einem anderen Kontext jedoch stellt auch Tanja Büttner die Erziehungspraxis ihrer Eltern auf überraschende Weise als Ressource für sich dar. Auf die Frage nach persönlichen Erfahrungen mit der Frauenbewegung hin erzählt sie von einer Mitschülerin und deren frauenbewegter Mutter, von deren provozierendem Auftreten sie sich distanziert. Hier kommen als Argument Erfahrungen in der eigenen Familie zum Zuge:

also ich hab da nie das irgendwie die Notwendigkeit irgendwie gesehn. also vielleicht auch weil ich mich - vielleicht auch in der Familie oder so hab ich mich nie wie gesagt es war zwar immer alles streng und mei Vater ach und meine Tochter und so und - und ich will ja bloß net dass dir was passiert oder so aber ich hab in der Familie immer des Gefühl gehabt dass wir alle gleichwertig waren / I: mh / dass des von daher keine Frage war bist du jetzt Mädél oder bist du Junge oder so oder da war nie dass er er jetzt da der Chef war oder so oder dass er bevorzugt worden wäre oder so des war nie so. und vielleicht hab ich deswegen - da immer genug Selbstbewusstsein gehabt irgendwie - (28,40-48)

Für die Begründung ihrer Distanz zu der von der Mitschülerin und deren Mutter repräsentierten Frauenbewegung benutzt die Erzählerin zwei Argumente, die geradezu als Topoi innerhalb der Auseinandersetzung besonders junger Frauen mit dem Emanzipationsdiskurs gelten können (vgl. Thon 2004; 2007). Dies ist zum einen die Zurückweisung einer „Notwendigkeit“ eines eigenen Emanzipationsprozesses bzw. eines entsprechenden politischen Engagements mit dem Argument einer fehlenden eigenen Betroffenheit von der durch die Frauenbewegung kritisierten Diskriminie-

rung. Dabei wird eine Logik unterstellt, in der eine eigene Akteurinnen-schaft in diesem Zusammenhang nur aus persönlichen negativen Erfahrungen mit einer offenen, nicht anders interpretierbaren Benachteiligung aufgrund des Geschlechts resultieren kann. Dies mag mit dem hohen Stellenwert zusammenhängen, den die nicht unproblematische Kategorie der Betroffenheit in Kombination mit der Betonung der subjektiven Sicht von Frauen in der Politik der Frauenbewegung erhalten hat. Wenn die Basis eines gemeinsamen Emanzipationsbestrebens und entsprechender Politik die Wahrnehmung einer ebenfalls gemeinsamen zumindest potentiellen und strukturellen Unterdrückung als Frauen ist, so erschwert das denjenigen den Zugang, die sich aus irgendwelchen Gründen nicht in einer Opferposition sehen. Gleichzeitig macht die Betonung der subjektiven Perspektive auch die individuelle Wahrnehmung, keine Diskriminierung erfahren zu haben, zum schlagenden Argument gegen ein Sympathisieren mit der Bewegung bzw. gegen die „Notwendigkeit“ eines eigenen Engagements. Der Kurzschluss ‚Ich fühle mich nicht diskriminiert, deshalb brauche ich auch keine Frauenbewegung‘ ist insofern ein Topos, der nicht nur mit einem möglicherweise individualisierten Politikverständnis der jungen Generation zu tun hat. Bestimmte Elemente im Politikverständnis der Frauenbewegung können dem entgegenkommen und zu einer Art Abschottung gegenüber der Art von Problembewusstsein, das in der Frauenbewegung vielfach als Grundlage politischen Handelns betrachtet wurde, führen.

Verbunden mit dem Topos des Fehlens einer eigenen Diskriminierungserfahrung als Begründung für die Distanz zur Frauenbewegung wird hier ein zweiter Topos angeführt. Mit der Schilderung der Familiensituation – und nicht etwa von Situationen in der Öffentlichkeit, in Institutionen wie der Schule, der Wahrnehmung von Geschlechterstereotypen in den Medien etc. – wird ein Bereich fokussiert, dem auch die Aufmerksamkeit feministischer Theoriebildung galt: Die Erzählerin unterstellt hier, dass geschlechtsspezifische Sozialisation in der Familie eine wesentliche Grundlage der Geschlechterungleichheit ist. Mit der Bezugnahme auf ein (populärwissenschaftliches) Modell geschlechtsspezifischer Sozialisation kann ein Problembewusstsein im Sinne der Frauenbewegung demonstriert werden; indem jedoch für die eigene Familie eine Relevanz der von feministischer Seite kritisierten Muster zurückgewiesen wird, werden gleichzeitig individuell die Existenz eines Problems und ein entsprechender Handlungsbedarf auf der persönlichen Ebene negiert. Das ausreichende „Selbstbewusstsein“, das die Erzählerin sich attestiert, ist sozusagen der Nachweis dafür, dass sie in ihrer Sozialisation keine den traditionellen Geschlechterstereotypen entsprechende Prägung erfahren hat. „Selbstbewusstsein“ gilt gleichzeitig als Basis, die eigenen Interessen auch gegen mögliche Diskriminierungen individuell durchsetzen zu können. Wiederum tritt damit eine einzelne subjektive Disposition gegenüber strukturellen Ungleichhei-

ten in den Vordergrund, und wiederum ist es das Fehlen eines persönlichen Mangelempfindens, das als Argument gegen eine am Strukturellen interessierte politische Perspektive ins Feld geführt werden kann.

Interessant ist in der zitierten Interviewpassage, dass der Topos der Abwesenheit einer stereotyp-geschlechtsspezifischen Sozialisation offensichtlich eine Eigendynamik bekommt, die ihn über die Widersprüche zu anderen Interviewstellen sozusagen hinwegträgt. Die Spannung zu der paternalistisch-behütenden Haltung ihres Vaters, die sie in Zusammenhang mit der Strenge der Eltern mehrmals zum Thema gemacht hat, hat die Erzählerin hier noch im Blick. Sie löst sie auf, indem sie das „Gefühl [...] dass wir alle gleichwertig waren“ zum dominanten erklärt und dem Vater die Position eines „Chefs“ abspricht. Mit der Aussage, dass es „keine Frage war bist du jetzt Mädels oder bist du Junge“ begibt sie sich jedoch in einen offenen Widerspruch zu der an anderer Stelle kritisierten stärkeren Heranziehung der Töchter zu Hausarbeiten (vgl. 9.3.1.4). Möglicherweise korrespondiert das jedoch damit, dass die Erzählerin von einer Gleichwertigkeit aller Familienmitglieder spricht, dass also nicht von einer Gleichheit die Rede ist. Vermutlich wird hier ein Modell der gleichen Anerkennung in der geschlechtsspezifischen Verschiedenheit zugrundegelegt, wie es auch in der religiös inspirierten Programmatik der Mutter zum Ausdruck kommt. Dies würde die Argumentation wieder stimmig machen, weil der Anspruch auf Gleichwertigkeit mit der Abwesenheit einer Hierarchie der unterschiedlichen Rollen in der Familie als eingelöst betrachtet werden kann.

Angeichts dieser Möglichkeit einer ideologischen Absicherung ihrer Positionierung – in Abgrenzung zur Frauenbewegung und in der Anlehnung an einen religiös inspirierten Geschlechterdiskurs – wird das Vertrauen plausibler, das Tanja Büttner trotz verschiedener Kritikpunkte an der Erziehungspraxis ihrer Eltern in diesem Punkt demonstriert. Was die Einlösung des Gleichberechtigungsgrundsatzes anbelangt, sieht sie sich durch die Erziehung ihrer Eltern mit weitreichenden Ressourcen in Form von Selbstbewusstsein und Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit ausgestattet.

Im Vergleich mit der Schilderung Tina Aumanns fällt jedoch die stark schematische und auf stehende Topoi zurückgreifende Argumentation auf. So legt sich die Vermutung nahe, dass auch das Vertrauen auf die eigene Erziehung als Garant für ein ausgeglicheneres Geschlechterverhältnis – oder zumindest die bessere Durchsetzbarkeit eigener Interessen im bestehenden – ein weiterer Topos ist, der auch geeignet sein kann, andere Interpretationsmöglichkeiten der eigenen Erfahrung zu verstellen.

### 11.3.3 Trennung der Sphären zwischen den Generationen als Ergebnis von und Bedingung für Lernprozesse

Ein wichtiges Motiv im Zusammenhang des Nachdenkens über Veränderungen sozialer Verhältnisse und die eigene Positionierung darin ist im vorliegenden Interviewmaterial die Auseinandersetzung mit ‚Fehlern‘ oder schlechten Erfahrungen der Eltern bzw. der Erzählerinnen mit ihren Eltern. Monika Cadenberg operiert hier mit dem Konzept des „Lernens“. In der folgenden Passage geht es darum, sich als Eltern zu Lebensentscheidungen der Kinder zu verhalten; zuvor ist von einer Berufsentscheidung der Tochter die Rede, die die Erzählerin für problematisch hält.

tja das is nun mal so die Kinder gehen vielleicht manchmal nicht die Wege die man sich als Eltern wünscht - aber - ich denke - an langer Leine laufen lassen - is gut und wenn man noch Kontakt mit denen hat - können alle zufrieden sein und das is ganz wichtig denk ich - weil - wir habens gesehen hier mit meinen Schwiegereltern - was nicht schön war was für alle Teile nicht schön war und daraus haben wir glaub ich auch gelernt - dass wir gesagt haben - äh wir akzeptieren die - wir verstehen vielleicht nicht alles - oder - wollens auch nicht verstehen weil wir s irgendwie nicht verstehen können - aber wir akzeptieren das einfach ne? und ich hab auch gesehen diese schwierige Beziehung bei meinem Bruder mit seiner zweiten Frau und - äh - mit meinen Eltern dieser dieser ganze Stress da wo ich immer gesagt habe oh Gott hoffentlich passiert uns das sowas nicht - äh - ich weiß nicht was was mir noch alles mit meinen Kindern oder äh deren Kindern passiert bloß - man - bemüht sich - aus diesen Fehlern zu lernen ne? und - äh das nich - nich die gleichen Fehler zu machen sondern dass man dann einfach mal sagt - ruhig äh - halt dich mal zurück ne? - und äh - das denk ich ist schon ganz wichtig (34,13-26)

Die Strategie „an langer Leine laufen lassen“, um auf jeden Fall den „Kontakt“ zu den Kindern halten zu können, wird hier als Ergebnis eines Lernprozesses konstruiert. Als dessen Basis werden zum einen eigene schlechte Erfahrungen herangezogen; die Erzählerin bezieht sich hier auf die zuvor ausführlich geschilderte Geschichte über die Aufgabe des von den Schwiegereltern übernommenen unrentablen Familienbetriebs, die einen Abbruch aller Kontakte von Seiten der Familie des Mannes zur Folge hatte. Dabei stellt sie nicht das eigene Leiden unter diesen Sanktionen in den Vordergrund, sondern bezieht „alle Teile“ ein. Das macht die Argumentation stärker und glaubwürdiger, da es damit nicht mehr nur darum geht, etwas um der Kinder willen anders zu machen als die eigenen (Schwieger-)Eltern, sondern auch darum, selbst anders mit den Kindern verbunden bleiben zu können. Auf dieser Grundlage und als Ergebnis eines „Lernens“ wird die Maxime des unbedingten „Akzeptierens“ formuliert. Subjekt des Lernens ist hier nicht die Erzählerin allein, sondern ein „Wir“, mit dem sie und ihr Mann gemeint sind. Die Erzählerin konstruiert hier sowohl eine

gemeinsame Betroffenheit des Paares von der Reaktion der Schwiegereltern auf die Geschäftsaufgabe, als auch ein gemeinsames Aufstellen der Maxime des unbedingten Akzeptierens. Es geht hier also nicht um einen individuellen Lernprozess, sondern um einen gemeinsamen, vielleicht auch dialogischen („wir haben gesagt“).

Der zweite Anlass, den die Erzählerin für den Lernprozess anführt, ist nichts, wovon sie selbst unmittelbar betroffen gewesen wäre, sondern das sie „gesehen“, sozusagen aus einer gewissen Distanz mitverfolgt hat. Es geht um das ebenfalls zuvor geschilderte Zerwürfnis zwischen ihren Eltern und ihrem Bruder und dessen Frau. Dieses stellt die Erzählerin als etwas dar, das „passiert“ bzw. passieren kann, das sich also nicht unbedingt abwenden lässt. Die Partnerwahl eines Kindes entzieht sich dem Einfluss der Eltern. Dennoch macht die Erzählerin die Eltern für das Zerwürfnis mitverantwortlich und spricht von „Fehlern“. Daraus gilt es wiederum zu „lernen“; als Ergebnis wird ein Imperativ formuliert, der anders als die Maxime des „Akzeptierens“ fast autosuggestiv anmutet. „Ruhig äh – halt dich mal zurück“ lautet sozusagen die Formel für Fälle, in denen der Versuch einer Einflussnahme kontraproduktiv erscheint und vielleicht auch kein Akzeptieren mehr möglich ist.

Im weiteren Verlauf des Interviews werden die „Fehler“ der Eltern als ein „Sich-Einmischen“ (34,28) in die Angelegenheiten der jungen Generation konkretisiert. Daraus zieht die Erzählerin aus ihrer eigenen elterlichen Perspektive Konsequenzen. Gleichzeitig formuliert sie auch aus der Perspektive der potentiell von der Einmischung der Elterngeneration Betroffenen Strategien, sich dem zu entziehen:

ich denke daraus hab ich hab ich auch was gelernt ne? dass ich - sagen würde ph - halt mich zurück aber total wenn ich mal Enkelkinder kriege ne? das is immer - die müssen da selber mit fertig werden die jungen Leute wir ham ja auch irgendwelche Situationen gehabt und ham die gemeistert ne? - also - - genau wie für mich nie in Frage als äh als die Kinder als d\_ die Thea damals klein war - das ich äh - meine Schwiegereltern da als Babysitter nehme oder meine Mutter (34,40-45)

Mit dem „Sich-Zurückhalten“ auf Seiten der Eltern und dem „Selber-mitfertiger-Werden“ auf Seiten der Kinder führt die Erzählerin das Modell einer Trennung der Sphären zwischen den Generationen ein, das sie als Ergebnis ihres Lernprozesses angesichts intergenerationaler Konflikte in ihrer Familie ausweist. Das Modell beinhaltet jedoch gleichzeitig eine Vorstellung davon, dass die Trennung der Sphären bei den Jüngeren Lernprozesse ermöglicht, die von den Erfahrungen der Älteren unabhängig sind. Dadurch, dass sie ihre Probleme selbst lösen, erlangen sie nicht nur Unabhängigkeit von den Eltern, sondern gelangen zu einer eigenen ‚Meisterschaft‘ im Umgang mit problematischen „Situationen“.

Das Modell der Trennung der Sphären taucht in Monika Cadenbergs Argumentationen zu Lebensentscheidungen häufig auf und wird an anderer Stelle sogar noch konkreter. Vor allem ist die Trennung der Sphären auch eine materiell-räumliche. Ausgehend vom Beispiel ihrer Mutter, die auf dem Hof der Schwiegereltern ganz fraglos deren Pflege übernehmen musste, stellt sie ihre eigene Haltung in der Frage des Zusammenwohnens heraus:

und was für mich auch ganz klar war - du ziehst nie mit deinen Schwiegereltern in eine Wohnung oder so ne Wohngemeinschaft ne? - das hab ich aber kommt überhaupt nicht in Frage eh - man muss - man muss wenigstens sich Schuhe anziehen um zu denen zu gehen. nie so in einem Haus hab ich damals schon immer gesagt und ehm hat sich bewahrheitet. obwohl Nicole heute mit ihrem Freund oben wohnt aber ich denke - eh - wir respektieren uns jeder klopft an / I: mh / und wenn er reinkommt und man man ist auch nicht permanent dann da. ne? das fänd ich auch ganz schlimm. weil ich denke man muss sich zusammenraufen und - hat vielleicht auch mal ne Meinungsverschiedenheit wenn man jung ist (7,16-25)

Die Erzählerin betont hier zunächst ihre eigene Kompromisslosigkeit in Form eines Imperativs an sich selbst. Sie stellt eine Faustregel dafür auf, die eindeutig die räumliche Distanz zwischen den Sphären der zwei Generationen festlegt („man muss wenigstens sich Schuhe anziehen...“). Das inhaltliche Prinzip dieser rein formalen Bestimmung wird in Beschäftigung mit der Ausnahme von der Regel deutlich. Das Zusammen-Leben mit der Tochter und ihrem Freund in einem Haus weicht deshalb nicht vom Grundsatz der Trennung der Sphären ab, weil über den gegenseitigen Respekt Distanz aufrechterhalten wird und die Grenzen gewahrt bleiben. Dadurch, dass man „nicht permanent dann da“ ist, bleibt es bei zwei unterscheidbaren Sphären, zwischen denen es einen geregelten Übergang und kein Ineinander-Übergehen gibt. Die Trennung von der Sphäre der Eltern ist die Bedingung dafür, sich „zusammenzuraufen“ und als Paar zu konstituieren. Daran schließt die Erzählerin mit dem Bericht über die Entscheidung, nach ihrer Hochzeit nicht in das Haus der Schwiegereltern einzuziehen und einer Szene aus dem gemeinsamen Arbeitsalltag im Geschäft der Schwiegereltern an:

und dann gab es natürlich auch mal Meinungsverschiedenheiten zwischen meinem Mann und mir und wenn er sagte - wir dekorieren das Fenster so und ich sagte so - und mein Schwiegervater immer - nein - eh um Gottes Willen streitet euch nicht streitet euch nicht und dann hab ich gesagt doch man muss das doch mal durchdiskutieren - neinneinnein. eh dann machen wir das dann dann macht ihr das nicht mehr. also d\_ so so nach dem Motto - um Gottes willen nicht laut werden das das waren die überhaupt nicht gewöhnt. irgendwas auch mal verbal ausdiskutieren ne? das war mein Mann überhaupt nicht gewöhnt -

und=e das hat er im Nachhinein auch gesagt das hat er erst durch mich gelernt (7,32-39)

Der Kontext der Entscheidung für eine eigene Wohnung macht diese Geschichte zum Beispiel dafür, dass es nötig ist, sich der Einflussosphäre der Schwiegereltern zu entziehen, um als Paar eine eigene Art und Weise des Zusammen-Lebens zu entwickeln. Diese stellt gegenüber den Normen, die der Schwiegervater für den Umgang miteinander vertritt, eine Veränderung dar. Während er das „Streiten“ mit einem Tabu belegt und in dem von ihm dominierten Bereich verhindert, definiert die Erzählerin „Streit“ in „Durchdiskutieren“ um. Die Entscheidungsfindung wird damit als notwendige Konfrontation unterschiedlicher Perspektiven konkretisiert. Dieses anspruchsvolle Verfahren muss jedoch erst gelernt werden. Wiederum konstruiert die Erzählerin die Abgrenzung einer eigenen Sphäre des jüngeren Paares als Voraussetzung oder Möglichkeitsraum für einen Lernprozess (diesmal beim Partner) und die Entwicklung einer Paarkultur, die sie von der des älteren Paares unterscheidet.

Das Motiv der Ermöglichung des Neuen durch die Distanzierung von der Sphäre der Eltern findet sich auch bei Marlies Arndt:

ich denke dass der Einfluss zum Beispiel eh oder die Abhängigkeit die Abhängigkeiten auch also so wenn ich bei meiner Mutter seh von ihren Schwiegereltern und=e - ja dass eh oder von der Meinung der Schwiegereltern oder - dass wir da auch eh mehr Möglichkeiten hatten so unsere Kinder einfach=e zu erziehen wie wir wollten. / I: mh / wir haben sie natürlich auch weniger in Anspruch genommen. also ich=e hätte meine meiner Mutter ich finde dass sie wirklich ne gute Mutter ist. ich hätte ihr nie meine Kinder gegeben. (37,34-40)

Marlies Arndt bringt am Beispiel ihrer Mutter die Grundlage der möglichen Einflussnahme der Schwiegereltern noch stärker auf den Punkt, indem sie die „Abhängigkeit“ benennt. Offensichtlich ist hier jedoch von zweierlei Abhängigkeiten die Rede. Zum einen spielt die Erzählerin vermutlich auf die wirtschaftliche Abhängigkeit ihrer Eltern zu Beginn der Ehe an, als die junge Familie nach dem Krieg im Haus der Schwiegereltern wohnte. Die Abhängigkeit „von der Meinung der Schwiegereltern“ ist davon zu unterscheiden, und es bleibt offen, ob sie auf der (zeitweiligen) ökonomischen Abhängigkeit basiert, oder andere Gründe hatte. In jedem Fall bleibt die Möglichkeit der Trennung der generationalen Sphären hier rückgebunden an die konkreten sozialen Verhältnisse, die ein kompromissloses Einfordern einer notwendigen Selbstständigkeit, wie es bei Monika Cadenberg gelingt, auch verhindern können.

Für sich selbst markiert Marlies Arndt daher im Vergleich mit ihrer Mutter einen nicht selbstverständlichen Zugewinn an „Möglichkeiten“. Es fällt auf, dass diese ausgerechnet am Beispiel der Kindererziehung festgemacht werden und nicht etwa an den eigenen Chancen hinsichtlich der

Ausbildung oder Berufstätigkeit. Möglicherweise ist es für die Erzählerin insofern naheliegend, als auch sie die Einflussnahme ihrer Großeltern zu spüren bekam. Interessant ist, dass auch in der Argumentation von Monika Cadenberg einer der kritischen Punkte der Einflussnahme der ältesten Generation auf das Leben der mittleren die Erziehung der jüngsten ist. Damit bekommt das Thema Erziehung der eigenen Kinder in der intergenerationalen Auseinandersetzung bzw. in der Konstituierung eigener Sphären eine besondere Brisanz.

Auffällig ist bei Marlies Arndt ebenso wie bei Monika Cadenberg aber auch die Verknüpfung der Möglichkeit, selbst über wichtige Dinge wie die Erziehung der eigenen Kinder entscheiden zu können, mit der Frage der Kinderbetreuung. Nicht angewiesen zu sein auf die Unterstützung der Großeltern wird damit zur wichtigen Ressource für Veränderung.<sup>6</sup>

Auch Marianne Büttner konstruiert einen intergenerationalen Lernprozess, der etwas mit einer Trennung der Sphären der Generationen zu tun hat. Im Zusammenhang mit der aktuellen beruflichen Umorientierung ihres Sohnes entwickelt sie unter Bezugnahme auf eine eigene Erfahrung eine Argumentation, die stärker auf inhaltliche Effekte einer Trennung der Sphären ausgelegt ist als bei Monika Cadenberg und Marlies Arndt:

und ich würd aa sagen also ma sollt sich als junge Leut so was ich so von mir etzala reden kann würd ich scho sagen geht erst naus und schaut euch die Welt an und - schaut erschit amal was einem persönlich gfällt. und erst amal selber - ja. selber a Persönlichkeit werden. / I: mh / wie etz bei mir wars ja scho a Stückele so - dass ich ja. aus m Elternhaus rauskommen bin - und in die Ehe rein. / I: mh / also mein Mann mit sechs Jahr älter - über sechs Jahre älter - war ja auch schon a Persönlichkeit - wo mer sich aa wieder a Stück weit formen lässt. sag ich jetzt amal / I: mh / erst waren die Eltern - waren formend und waren erziehend und wo man halt einfach seine - ja Dinge mitkriegt und dann - der Mann - in meinem Fall dann - also es war keine Unterbrechung da wo ich sag da war i etz amal zwei drei Jahr hab mei eigene Wohnung ghabt oder war zu Haus gewohnt aber hab mei eigene - ja war allein für mich. / I: mhm / und - ich hab dann aa ziemlich lang gebraucht dass i also selbstbewusst war. oder mir mei eigene Meinung bild. oder auch was sagen trau. / I: mh / ich war zwar nie so schüchtern. so - aber - dass ich mei Meinung dann auch vertreten kann - (15,24-42)

---

6 Auf der Seite von Marlies Arndts Mutter Gertrud Aschauer tritt in Verbindung mit der Trennung der Sphären das Motiv des Akzeptierens von unterschiedlichen Orientierungen in Lebensentscheidungen in Erscheinung. Sie spricht von Meinungsverschiedenheiten zwischen ihr und ihrer Tochter und macht die räumliche Distanz für das gute Verhältnis verantwortlich: „also wenn ich da ich würde mehr rumtotzen. und das eh also und das is nicht gut. ne? und deshalb is schon immer besser jeder für sich. ich fahr da gerne hin ich fahr auch gerne wieder nach Hause ne? / I: hm / ich könnt da ja einziehen wenn ich will. also / I: hm / könnt ich ja. will ich nicht. ne?“ (68,33-39)

Der Rat an „junge Leut“ und, in dem gegebenen Kontext, damit auch an die eigenen Kinder, den die Erzählerin hier formuliert, legt ebenfalls verschiedene Sphären zugrunde. Dem „Elternhaus“ steht „die Welt“ draußen gegenüber; sie ist der Ort, um eine „Persönlichkeit [zu] werden“. Damit bekommt die Distanzierung, gerade auch die räumliche (die „eigene Wohnung“), ein ganz bestimmtes Ziel. Es wird aber, anders als bei Monika Cadenberg und Marlies Arndt, auch unterstellt, dass es im Elternhaus nicht unbedingt möglich ist, eine „Persönlichkeit [zu] werden“, und dass auch die Ehe – zumindest die mit einem älteren Mann – keine dem Elternhaus gegenüberzustellende eigene Sphäre ist, in der die Selbstbestimmung im Vordergrund steht. Mit der Ehe konstituiert sich hier, anders als v.a. bei Monika Cadenberg, keine Sphäre, in der ein gemeinsames ‚Es-anders-Machen‘ oder Sich-Durchsetzen des Paares gegen die Elterngeneration wesentlich ist. Vielmehr sind beide Kontexte, das Elternhaus und die Ehe, von Fremdbeeinflussung der Protagonistin durch die jeweiligen Beziehungspartner geprägt. Bei beiden steht das „Formen“ im Vordergrund, dessen „Unterbrechung“ nötig gewesen wäre, um eine „Persönlichkeit [zu] werden“. Diese „Unterbrechung“ konstruiert die Erzählerin als eine räumliche Trennung, die Schaffung einer Sphäre des „Allein für mich“-Seins. In diesem Für-sich-Sein sieht die Erzählerin die Grundlage dafür, eine eigene Sicht der Dinge zu entwickeln und darin auch eine Sicherheit zu haben, um diese als eigene „Meinung dann auch vertreten“ zu können.

Interessant ist dabei, dass die Erzählerin davon ausgeht, Selbstbewusstsein erst aus einem von der Familie unabhängigen Leben beziehen zu können, während ihre Tochter Tanja Büttner argumentiert, ihr Selbstbewusstsein als gleichwertige Frau gerade in der Familie vermittelt bekommen zu haben. Auch findet eine Veränderung nicht in der Kritik an den Eltern und der Auseinandersetzung mit ihnen statt wie bei Tanja Büttner. Es ist die Distanzierung vom erzieherischen „formenden“ Zugriff durch die Schaffung einer eigenen Sphäre, die sich diesem entzieht. Damit steht weniger die Veränderung, weniger ein ‚Anders-Leben‘ als ein ‚eigenes Leben‘ im Vordergrund der Konstruktion. Allerdings bildet die Perspektive einer Veränderung zwischen den Generationen hin zu einer verstärkten Orientierung auf die eigene „Persönlichkeit“ hin den Hintergrund; der Rat-schlag an die „jungen Leut“ zielt darauf ab, gegenüber den eigenen Erfahrungen eine Veränderung herbeizuführen. Damit übernimmt auch Marianne Büttner in Bezug auf ihre eigenen Kinder die Funktion einer Akteurin von Veränderungsprozessen im Kontext intergenerationaler Beziehungen.

### 11.3.4 Resümee

Das Motiv „Nicht wie meine Mutter werden“ scheint zunächst eher ein Stereotyp der intergenerationalen Interaktion aufzugreifen, das fest zum Inventar eines naiven Verständnisses vom Wechsel der Generationen als

Prinzip sozialen Wandels gehört. Ein quasi naturhafter Drang zur Abgrenzung von der Vorgängergeneration wird darin für Innovation schlechthin verantwortlich gemacht. Auch die Distanzierung junger Frauen von ihren Müttern wurde gerade im Zusammenhang der Veränderung von Geschlechterverhältnissen immer wieder pauschal zu einem Prinzip der Erneuerung erhoben und führte zu blinden Flecken, wie sie die Studie von Born/Krüger/Lorenz-Mayer (1996) aufgedeckt konnte. Die Töchter der in dieser Studie untersuchten Frauengeneration wurden wiederholt als Trägerinnen des Wandels im Geschlechterverhältnis – namentlich einer verstärkten Berufsorientierung – identifiziert, während tatsächlich bereits die Müttergeneration diesen Wandel aktiv betrieben hatte.

Wenn sich nun im vorliegenden Material zunächst eine Verwendung des Motivs „Nicht wie meine Mutter werden“ abzeichnet, wie sie auch für die Verkenning der Leistungen der von Born/Krüger/Lorenz-Mayer untersuchten Frauen mit verantwortlich war, so lohnt sich dennoch ein zweiter Blick. Zwar kann mit der Abgrenzung von der eigenen Mutter als „nur Hausfrau“ eine Wahrnehmung ihrer Person einhergehen, die ihrer Selbstwahrnehmung widerspricht. Doch abgesehen davon hat die Verwendung dieses Motivs bei den jeweiligen Töchtern eine ganz spezifische Funktion. Es stellt eine Negativfolie zur Verfügung, die der eigenen Orientierung und der argumentativen Untermauerung des eigenen biographischen Handelns dient. Ebenso wie schon bei Marlies Arndt sichtbar wurde, dass die Negativfolie des Lebens der Mutter eine Ressource für das Verfolgen eigener biographischer Projekte darstellt, zeigt sich bei Monika Cadenberg die große Bedeutung einer abgrenzenden Bezugnahme auf die Bindung der Mutter an Haus und Hof: In der theoretisierenden und normativen Auseinandersetzung damit wird die Legitimität des eigenen Modells der Vereinbarung von Beruf und Familie hergestellt. Die Verwendung der Negativfolie hat also für die eigene biographische Konstruktion eine produktive Funktion.

Bei Tanja Büttner geht die Bedeutung der Auseinandersetzung mit der Negativfolie der von der Mutter repräsentierten traditionellen Rollenteilung sogar noch über den Rahmen der eigenen biographischen Konstruktion hinaus. Die Auseinandersetzung findet explizit in der intergenerationalen Beziehung statt, macht die Relativität von Normen sichtbar und hat schließlich auch Folgen für die Mutter. Damit wird die Herstellung einer Negativfolie nicht nur für die jüngere Generation produktiv, sondern sie bekommt eine hohe reflexive Qualität, und die Auswirkungen gehen in zwei Richtungen, nämlich auch von der jüngeren zur älteren Generation. Was also zunächst nach einem pauschalen Abgrenzungsmodell klingt, kann in sich weit komplexer sein.

Daneben bestätigte sich im Material die Beobachtung von Born/Krüger/Lorenz-Mayer, dass die Mütter auch insofern zu Protagonistinnen eines Wandels im Geschlechterverhältnis wurden, als sie in diesem Sinne

Einfluss auf ihre Kinder nahmen. In der vorliegenden Studie trifft dies nicht nur auf die älteste Frauengeneration zu, die altersmäßig in etwa der von den Autorinnen untersuchten Gruppe entspricht. Das Muster wiederholt sich vielmehr auch bei der mittleren Generation, die ebenfalls versucht, ihren Töchtern etwas zu ermöglichen, das für sie selbst außer Reichweite war. Allerdings sind es im vorliegenden Material in erster Linie die jeweiligen Töchter, die von den Ressourcen sprechen, die ihnen ihre Mütter oder beide Eltern zur Verfügung stellten. Dabei kann die Distanzierung vom Hausfrauendasein der Mutter durchaus neben der Wertschätzung der Möglichkeiten stehen, die von den Eltern eröffnet wurden. Allerdings liegt insbesondere in dem stereotypen Vertrauen darauf, dass die Eltern allein schon durch den Verzicht auf eine geschlechtsspezifische Erziehung die Basis für die Erfüllung des Gleichheitsanspruchs gelegt haben, auch die Gefahr einer Verengung der Diskussion um geeignete Strategien zur Minimierung von Geschlechterhierarchien.

Neben den Aushandlungen um die Negativfolie eines überholten Frauenleitbildes steht nun aber nicht nur die Weitergabe von Ressourcen, für die die unmittelbare Interaktion innerhalb von Generationenbeziehungen eine große Rolle spielt. Ein möglicherweise konkurrierendes, letztendlich aber doch wohl eher ergänzendes Modell ist das einer Trennung der Sphären zwischen den Generationen. Hier scheint es zunächst weniger um bestimmte, zwischen den Generationen kontroverse oder tradierte Inhalte zu gehen; vielmehr wird die Trennung der Sphären sozusagen als formale Voraussetzung für die Entwicklung eines ‚anderen‘ eigenen Lebens dargestellt, unabhängig davon, um welche Gemeinsamkeiten oder Unterschiede es inhaltlich geht. Dennoch beinhaltet das Modell der Trennung der Sphären auch eine normative Setzung im Hinblick auf Generationenbeziehungen generell: Der Herstellung eines ‚anderen‘ eigenen Lebens – eines bestimmten Zusammen-Lebens mit dem Partner, eines eigenen Erziehungsstils, einer eigenen „Persönlichkeit“ und der dazu nötigen Unabhängigkeit von Eltern oder Schwiegereltern – wird ein eigener Wert beigemessen. Vermutlich ist es kein Zufall, dass dies insbesondere die mittlere der hier untersuchten Generationen so betont (auch wenn in der Töchtergeneration der Auszug aus dem Elternhaus durchgängig als biographisch wichtiger Schritt markiert ist). Es muss hier nicht auf Generationencharakterisierungen Bezug genommen werden, die bei diesen Frauen insbesondere einen „Anspruch auf ein Stück eigenes Leben“ (Beck-Gernsheim 1983) diagnostizieren. Aber vielleicht bildet sich darin eine Generationslagerung ab, in der sich die Chancen von Frauen auf Unabhängigkeit vergrößert haben und die Bedeutung von Unabhängigkeit auch als Voraussetzung für eine Akteurinnenschaft im Sinne eines Wandels sozialer Verhältnisse besonders sichtbar wurde.

